This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

3/0
2

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. Per III. 13

Der Salon.

Mittheilungen

aus den Kreisen

der

Literatur, Kunst und des Lebens.

Unter Mitwirkung geachteter Schriftsteller

herausgegeben von

Sigm. Engländer.

II.

A. BACHMANN'S LEIHBIBLIOTHEK * in WIEN *

Wien 1847.

Verlag von Wittenbecher, Siegel und Kollmann.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 JUL 1968
OF OXFORD
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Des Herrn Pfarrers Dose. Geschichte von Josef Rank . . 1
Eine Pflicht. Drei Schikſale. Von Friedrich Hebbel . 14 15
Mittheilungen. Von Ernſt Freiherr von Feuchtersleben . . 15
Der Soldaten-Chor und das Echo. Von Franz v. Holbein 21
Was bleibt? Von Andr. Schumacher 23
Erinnerungen aus dem deutſchen Norden. I. Hamburg . . 23
II. Berlin 33
Stille Hingebung. Ungerechte Klage. Von Karl Hugo . 45 46
Die ſchweizeriſchen Volksſagen. Von A. v. Sprecher-Bernegg.
1. Graubündten 46
Trutznachtigall. Ein Fehdebrief von Heinr. Ritter von Levitſchnigg 60
Aus Italien. I. Ein Beitrag zu einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung des italieniſchen Fuhrweſens 65
II. Die Literatur auf der Gaſſe 72
Dichterzorn. Von Ludwig Foglár 79
Ueber die Zukunft der ſchönen Literatur in Ungarn . . 81
Die neueſte franzöſiſche und engliſche Literatur . . . 83
Ueber die Fortſetzung von Alexander v. Humboldts Kosmos 89
Meyerbeer und Jenny Lind 92
Der Schutzverein in Hernals 96
Gedicht von Th. Stamm 98
Die Geiſtreichen Wiens 99
Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Muſik in Deutſchland 101
Diogenes mit der Drehorgel. Aus meinem Tagebuche, von Fernand 106
Im Dux. Lebensbilder von Wolfram Bucher 112
Von den drei braven Reitern. Ein Kriegesdenkmal, von Rupertus 119
Miniaturen. Von J. P. Lyſer 121

Des Herrn Pfarrers Dose.

Geschichte

Von Josef Rank.

Der Herr Pfarrer ging in seinem Studierzimmer mit ernsten Schritten auf und nieder und hörte mit Aufmerksamkeit dem Vater Stedtiner zu; beinahe eine volle Stunde schon dauerte die geheime Audienz.

Vater Stedtiner sprach sehr angelegen, sehr besorgt, sehr nachdrücklich, es handelte sich um das irdische und ewige Seelenheil eines Menschen, für den sich Vater Stedtiner so wohlmeinend ereiferte.

„Hm!" sagte jetzt der Herr Pfarrer, „also weder euer Ermahnen, Warnen, Drohen, noch euer Bitten will bei ihm fruchten? Was hat er euch denn für Antworten gegeben, wenn ihr mit ihm so geredet habt?"

„.... Dagelehnt ist er an der Stallthüre als wie angenagelt und hat seinen Tauben auf dem Dach zugesehen, oder ist auf dem Futtertrog gesessen und hat den Rossen geschnalzt, oder hat den Hut aufgesetzt, nicht „ja" und nicht „nein" gesagt und gleich drauf ist er mitten unter den kleinen Buben gesessen und hat ihnen Peitschenschnür gedreht. Neulich sag' ich, er soll ein wenig wurmen, der Kirschenbaum, sag' ich, geht uns sonst noch ganz zu Grund; denk' ich mir, daß ich ihn recht über mir hab' und daß er mir ja nicht auskann, wenn ich anfang und halt' ihm wieder eine gesalzne Vorred'. Nun sag' ich, Kaschber, wie er oben ist auf dem ersten Ast und mit einem Stecklein die Würm in ein Sieb, das ich halt', herunterstriegelt: Nun Kaschber, wie stehts denn mit uns? Werden wir jetzt bald über die Ledererkapellen hinauskommen und ein Schweifel von einer Predig oder einen Löffel voll heiliges Meßopfer fangen? Läuten hör ich alljeden Morgen und kein Mensch kann sich erwehren und geht hin, wie stehts denn mit uns Zwei'n? Werden wir nicht auch einmal wieder die Kirche von inwendig sehen? Ich — ich geh', das weißt; aber dich mein' ich halt, Kaschber, dich; ob denn du nicht auch einmal fortzurichten wärst wie ein anderer Mensch? Was, glaubst du nicht? Und wie ich noch eine Weile so fortthu', sagt er auf einmal: „Bauer!" —

„Was?" sag' ich. — „Möchtet ihr mir das Sieb nicht selbst ein wenig heraufgeben? Ich striegl' euch viele Würm' daneben, wenn ihr's so weit drunten halt't, gebt mirs auffer." — Da, sag' ich, wenns dir lieber ist so, meinetwegen, da hast du's Kaschber, mir ist's auch recht. Ich schütt' die paar Würm, die noch im Sieb sind, aus und verstampf sie und gib ihm das Sieb hinauf; — kann ich auch besser reden, denk ich, wenn ich nichts in Händen hab', gut so, auch recht, so meinetwegen. Ich gib ihm das Sieb, er nimmt's; ich hust' ein wenig und richt' mich zusammen, ich muß mich schon recht ansetzen diesmal, denk ich mir, und will ihn immer z'erst scharf anschauen, wie der Herr Pfarrer vor der Predigt....."

Hier lächelte der Herr Pfarrer —

„Was geschieht? Wie ich ihn so scharf anschauen will, seh ich ihn wie ein Eichhorn mit dem Sieb bis zum Kirschbaumgipfel aufwärts steigen und jetzt hätt' ich schon fürs ganze Dorf predigen müssen, wenn er mich hätte hören sollen..... Laßt ihn gehn und sagst ihm gar nichts mehr? denk ich mir wie ich das seh' und es hat mich schier verdroffen, oder steigst ihm nach? Ich steig' ihm nach; jetzt muß es biegen oder brechen oder es biegt und bricht nimmer mehr; was ich ihm hab sagen wollen, ist gar zu heilsam. Alsdann kehr ich mich gleich um und schau wo die Leiter ist; die Leiter sind ich in der Scheuer, in der Scheuer lad' ich's gleich auf meine Schulter, — hott! sag' ich zu mir selber wie man ein paar Stiere handume treibt — gut, so predigst du halt auf dem Baum ein Bischen höher als auf dem Boden. Gut; wie ich um die Scheuer herumkomm', was seh' ich aber? Ist der Kaschber ganz und gar vom Baum herunter und sagt: Bauer! — Was? sag' ich. — Ich will doch z'erst die kleinen Bäumchen wurmen, eins nach dem andern in aller Geschwindigkeit, weil es schon Nacht wird, sagt er, der große Kirschbaum ist heute so nicht mehr zu zwingen. — Ja sag' ich Kaschber, wenn du meinst, so wurm' die kleinen Bäumchen erst, mir ist's auch recht, und trag meine Leiter schön langsam wieder in die Scheuer, denk' ich mir wart' komm ich nur zurück, ich will dir schon am Halse sitzen bis du mich nicht mehr verschleppen kannst — Gut; was geschieht aber? Ich komm zurück und stell mich als wollte ich ihm helfen; gelt Kaschber, sag ich, jetzt können wir erst mit einander reden, wie's lieb und werth ist, was? nicht? — Ja, sagt er, wenn nur 'm Christofferjosef sein Roß nicht auskommen wär'. — Wo? sag ich. — Dort, sagt er. — Wo dort? sag ich. — Nun dort, dort, sagt er und zeigt herum, daß sich keine Katz nicht ausgekannt hätte. — Ich, seh nichts, sag' ich. — Vogelbeerltausendsapperamentowara, sagt er und stellt das Wurmsieb nieder und kommt in's Gehn und geht und geht immer stärker und kommt noch ganz und gar ins Laufen, ich seh' aber keinen Christofferjosef

und kein Roß und bald drauf auch keinen Kaschber mehr — das hab' ich von meiner versalzenen Christenlehr' gehabt..."

„Und ihr sagt doch, daß er sich seine Sünde zu Herzen nehme?"

Das sag ich auch; das hab' ich die selbige Nacht noch gesehn. Ich bin ein wenig lang im Wirthshaus geblieben und wie ich heimgeh, steht er auf einmal vor mir da und wartet auf mich. — Bauer! sagt er. — Was, sag ich, bist du auch noch da, Kaschber? — Ich wart' auf euch, sagt er. — Warum denn das? sag ich. — Ihr werdet schön zornig sein auf mich, sagt er. — Ich? sag ich; z'wegen meinst du denn? — Weil ich dem Christofferjosef sein Roß gesehn hab' gestern. — Deßwegen? sag ich; jaja, da siehst du halt Allerhand, wenn ich mit dir reden will. Sag mir nur Kaschber, sag mir aufrichtig, willst du denn gar nicht mehr anders werden? Deine Arbeit thust du, ich könnt nicht klagen; ein braver Knecht bist du, ich wünsch' mir keinen andern, das muß ich sagen; du bist vor der Sonne auf und legst dich erst wieder nach der Sonne nieder; du gehst in kein Wirthshaus und auch ein ganzes Jahr schon zu keinem Spielmann nicht; du hast keine Schulden und nimmst von deinem Lohn keinen Kreuzer voraus, nicht einmal Tabak magst du rauchen — das Alles wäre recht und heilsam, aber du gehst in keine Kirche Kaschber, und das ist dein großer Schaden; am End ist doch der Himmel mehr werth als das Alles. — O laßt mich gehn, sagt er, mit mir und der Kirche ist's doch für immer aus. — Warum? sag ich hitzig. — Es ist einmal zu spät, sagt er, ich sehe keine Kirche mehr! — Teufel owara! sag ich, warum denn nicht? Was? Gar nimmermehr willst du eine Kirche sehn? Christ, Heid, Türk! Was bist du denn nacher, was willst du sein? — Ich bin so schon zu oft ausgeblieben, sagt er, jetzt gings doch so nimmermehr. — Wer sagt denn das? — Nehmt nur den Pfarrer an, was ich nur mit dem zu thun hätte, wenn er dahinterkäm', daß ich so lange in keiner Kirchen gewesen bin; und sagen müßt ich ihms doch, wenn ich wieder umkehren wollt'. — Ah so, sag' ich; du möchtest halt auch noch bezahlt werden für deine Sünd; nun ja, das wär' so übel nicht. Aber geh du nur hin und sags dem Herrn Pfarrer; laß ihn nur schrein und wettern, verdient hast du's, so hör' es auch an und merk' dir's, auf keine Weis' ist's anders gut zu machen. — Nein, nein, sagt er, ich geh' nicht; was könnt' es auch helfen? In die Kirche wär' ich doch nimmer zu bringen; ich thu's nicht. — Nacher, sag ich, weißt du was? — Was? sagt er. — Nacher kannst du mein Knecht nimmer sein. ..."

„Da seh ich noch immer keine Reue, lieber Stedtnar."

„Ja, weil sie erst kommt, Hochwürden. Auf das sind vierzehn Tag vorübergegangen und mein liebes Knechtlein hat wieder keine Kirche gesehen, ist mittlerweil' am

315
2

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. Per III 13

Der Salon.

Mittheilungen

aus den Kreisen

der

Literatur, Kunst und des Lebens.

Unter Mitwirkung geachteter Schriftsteller

herausgegeben von

Sigm. Engländer.

II.

A. BACHMANN'S LEIHBIBLIOTHEK * in WIEN *

Wien 1847.

Verlag von Wittenbecher, Siegel und Kollmann.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 JUL 1968
OF OXFORD
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Des Herrn Pfarrers Dose. Geschichte von Josef Rank . . 1
Eine Pflicht. Drei Schikſale. Von Friedrich Hebbel . 14 15
Mittheilungen. Von Ernſt Freiherr von Feuchtersleben . . 15
Der Soldaten-Chor und das Echo. Von Franz v. Holbein 21
Was bleibt? Von Andr. Schumacher 23
Erinnerungen aus dem deutſchen Norden. I. Hamburg . . 23
II. Berlin 33
Stille Hingebung. Ungerechte Klage. Von Karl Hugo . 45 46
Die ſchweizeriſchen Volksſagen. Von A. v. Sprecher-Bernegg.
1. Graubündten 46
Trutznachtigall. Ein Fehdebrief von Heinr. Ritter von Levitſchnigg 60
Aus Italien. I. Ein Beitrag zu einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung des italieniſchen Fuhrweſens 65
II. Die Literatur auf der Gaſſe 72
Dichterzorn. Von Ludwig Foglàr 79
Ueber die Zukunft der ſchönen Literatur in Ungarn . . 81
Die neueſte franzöſiſche und engliſche Literatur . . . 83
Ueber die Fortſetzung von Alexander v. Humboldts Kosmos 89
Meyerbeer und Jenny Lind 92
Der Schutzverein in Hernals 96
Gedicht von Th. Stamm 98
Die Geiſtreichen Wiens 99
Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Muſik in Deutſchland 101
Diogenes mit der Drehorgel. Aus meinem Tagebuche, von Fernand 106
Im Dux. Lebensbilder von Wolfram Bucher 112
Von den drei braven Reitern. Ein Kriegesdenkmal, von Rupertus 119
Miniaturen. Von J. P. Lyſer 121

hineintreten und er sieht mich nicht gleich." Nach einer Weile bog er den Finger wieder und klopfte wirklich. Ein lautes, wohlklingendes „herein!" erscholl. Heiß und kalt durchschoß es hintereinander Kaspars Glieder. Hat eine bedeutungsvolle Stimme schon Gewalt über uns, wenn sie auch gegen Jemand dritten gerichtet ist, so durchdringt sie unsere Seele um so wirksamer, wenn sie nun plötzlich gegen uns selber gerichtet wird. Wankend öffnete Kaspar die Thüre und trat hinein. Er hörte sein Herz klopfen und fühlte, wie ihm an den Schläfen der Blutandrang die Adern spannte. Hinter sich drükte er die Thüre leise zu und blieb gleich an derselben stehen; ein langer schwerer Athemzug, um sich die Brust zu erleichtern, war das Erste, was Kaspar in dieser neuen Stellung vermochte. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne. Inzwischen machte der Herr Pfarrer keine Bewegung, um sich nach dem neuen Gaste umzusehen, er schrieb ruhig weiter und das Rauschen seiner Feder und das Piken mehrer Uhren waren die einzigen Laute, welche in dem schönen weihevollen Zimmer vernommen wurden. „Bitte Platz zu nehmen," sagte endlich der Herr Pfarrer ohne aufzublikken, und als wüßte er nicht, wer gekommen sei; er schrieb weiter. Kaspar blieb bewegungslos stehen, in den vorne gekreuzten Händen den Hut haltend und dachte, der Herr Pfarrer wisse nur nicht, wer da sei, sonst hätte er wohl nicht „ich bitte Platz zu nehmen" gesagt. Nach einer Weile lehnte sich Sr. Hochwürden im Sessel zurük, und verharrte so einige Augenblike in Gedanken. Es schien, als sähe er zum Fenster hinaus, während er doch in einem Spiegel den Kaspar aufmerksam betrachtete. Als feiner Menschenkenner übersah er nicht, daß trotz der befangenen Außenseite in des Burschen Seele ein entschiedener Widerstand sich rüstete, und daß hier ein Menschenschikſal auf dem Spiele stand. Es galt einen augenbliklichen Plan, diese verdüsterte Seele zu behandeln. „Wer da?" rief nach einer Weile der Herr Pfarrer mit scharfer, durchdringender Stimme und ohne sich umzusehen. Umflort und nach einem leichten Husten, um seine volle Stimme zu erlangen, erwiederte Kaspar: „Ich." — „So" sagte der Herr Pfarrer kurz und eben so scharf wie zuvor und wieder ohne sich umzusehen. Eine lange Pause folgte. Dem Kaspar lief der Schweiß in schweren Tropfen von der Stirne, aber seine Seele ermannte sich immer düsterer zum heftigsten Widerstande, alle Pulsen schwollen, so mächtig auch das ehrwürdige Ansehen Se. Hochwürden auf ihm lastete, jeder Härte und Gewalt wollte er mit wildem Trotze erwidern. In dunklem Aufruhre durchwogten ihn gute und böse Gedanken und wuchsen und drängten sich immer heftiger, je mehr ihm der Herr Pfarrer Zeit vergönnte, ihnen nachzuhängen, und jetzt und jetzt den heftigen Angriff Se. Hochwürden zu erwarten. „I weiß was ich weiß" wiederholte er sich immer wieder in düsterer Fassung „mich anschreien und verfluchen ist

gar leicht, aber soll nur Einer erleben, was ich!" Der Herr Pfarrer schrieb wieder eine Weile und lehnte sich dann wie zuvor im Sessel zurük; erst betrachtete er stillschweigend den Kaspar im Spiegel, dann aber sah er durch das Fenster, auf welches die liebe Abendsonne fiel und sagte mit wilder, rührender Stimme: „Wie schön die Sonne wieder untergeht, kein Wölklein ist am ganzen Himmel; es geht uns doch das Herz auf, wenn wir da hinaussehen und Alles grünt und blüht so lieblich. Der warme Regen gestern hat Alles sichtbar erquikt, ach was lebt für ein gütiger Vater über uns Allen!.. Lieber Straßer, macht doch hinter mir die Fenster auf, daß wir die Vöglein besser singen hören". Diese unerwartete sanfte Stimme, und diese lieblichen einfachen Worte fielen wie milder Sonnenschein mitten durch Kaspars stürmisches Gemüth balsamisch bis auf den tiefsten Seelengrund und entwaffneten für einen Augenblik allen Unmuth des Herzens und stillten dessen Aufruhr wie durch unsichtbare Macht holdseliger Geister. Unwillkürlich und mit Rührung blikte er auch der Abendsonne nach, und war von diesem großartigen Anblike erschüttert, sah die frischgrünenden Felder und Wiesen und die blühenden Bäume draußen auf einmal wie durch verklärende Augen, und freute sich herzlich, wie lieb die Vöglein sangen. Daß ihn Seine Hochwürden „lieber Straßer" nannte, machte ihn zwar stutzen, aber er sprang doch schnell hin, und öffnete die Fenster mit Eifer und Vorsicht, denkend: Straßer hin oder her; Seiner Hochwürden einen Dienst thun, ist schon Etwas werth. Als die Fenster geöffnet waren, und Kaspar in eigenthümlich freudiger Aufregung zurüktrat, besann er sich erst wieder, und nicht ohne Wehmuth, weshalb er eigentlich da sei, und daß er nun allen früheren Aufruhr des Trotzes in sein Gemüth zurükrufen müsse, denn Seine Hochwürden habe doch nur so milde, freundliche Worte geredet, weil er glaube, daß der Johann Straßer aus Brunnen im Zimmer sei. „Weil jezt doch einmal Alles in besserem Gange sei" dachte er „sollte Seine Hochwürden doch sehen, daß man sich etwas friedlicher verständige. Aber das wird Nichts helfen" dachte er hinzu „und so will ich mich auch wieder gegen Alles stemmen". Nach einer Weile sagte der Herr Pfarrer wieder: Straßer... In großer Verlegenheit hüstelte und sagte Kaspar: Hier, und machte einige langsame Schritte vorwärts. „Straßer" fuhr Seine Hochwürden fort, ohne sich umzusehen „nicht wahr, Ihr verzeiht schon, daß ich Euch so lange warten lasse? Ich habe da etwas sehr Dringendes aufzusezen, aber ich bin gleich fertig. Indessen könntet Ihr mir einen großen Gefallen thun". — „Ja, Hochwürden" sagte Kaspar schnell, noch einige Schritte vorwärts eilend. „Ihr könntet so gut sein, und mir ein Loth Peramuzinertabak holen; ich glaube, Ihr werdet ihn hier im Dorfe gleich kriegen". — „Ja, Hochwürden" sagte Kaspar mit Freuden,

und langte nach der silbernen Dose. In diesem Augenblike sah der Herr Pfarrer erst auf, und sagte mit freundlicher Verwunderung: Ah, was seh' ich? Du bist es, Kaspar Hirtel? Nun, auch gut; willst du so gefällig sein? Eine unbeschreibliche Gluth der Hast und Freude übergoß Kaspars Angesicht über diese freundliche Anrede, er hatte die Dose in der Hand, und war zur Thüre hinaus, und stand auf dem Anger vor dem Pfarrhofe, ohne zu wissen wie, und eilte mit großen Sätzen dem Tabakkrämerladen zu, und rief schon von Weitem der Deskalin, die an der Hausthüre stand, entgegen: Deskalin, ich bin so gut, und soll dem Herrn Pfarrer ein Loth Peramuziner holen; hier ist seine Dose, mich schikt der Herr Pfarrer. — „Peramuziner?" sagte die Deskalin, und stekte den Schlüssel zur Tabakkammer, den sie aus dem Sake genommen hatte, ruhig wieder ein; „Peramuziner hab' ich gar nicht". — „Was?!" sagte Kaspar lebhaft und ärgerlich „Nicht einmal Peramuziner habt Ihr? Ihr wollt dem Herrn Pfarrer nicht einmal den Gefallen thun? Was seid Ihr denn für eine Tabakkrämerin?! Pfi Teuxel owara, für den Herrn Pfarrer nicht einmal Peramuziner haben!" „Recht gern, aber haben, das ist eine andere Wurst" antwortete die Deskalin; „seit wann schnupft denn der Herr Pfarrer diesen verteuxelten Peramuziner?" — „Das geht Euch gar Nichts an, Ihr sollt ihn haben, wenn ihn der Herr Pfarrer verlangt" sagte Kaspar „das ist doch der tausend, jetzt muß ich schon ein Haus weiter um den guten Peramuziner". Ohne Umstände beschloß er nun, ins nächste Dorf zu eilen, in der Hoffnung, den verhängnißvollen Peramuziner dort zu finden; allein auch hier war er nicht zu haben. Der Abend brach herein; ohne Tabak meinte Kaspar seiner Ehre und seines Empfanges wegen nicht zurükkehren zu dürfen; er faßte nun einen großen Gedanken, von dessen Ausführung er sich keine geringe Wirkung auf Seine Hochwürden erwartete; der Gedanke an Aussöhnung mit dem Herrn Pfarrer war nun bereits mit aller Gewalt in den Vordergrund seiner Seele getreten, und er meinte, wenn er ausführe, was er sich in diesem begeisterten Augenblike erdacht, so müsse die beste Aussöhnung auch sicherlich erfolgen. So eilte er denn nach Hause, zog seine langen Sonntagsstiefeln an, um leichter ausschreiten zu können, stekte sich einige Groschen Geld in die Tasche, um nöthigenfalls durch eine Halbe Bier neue Wärme in die Glieder zu kriegen, und sagte dann „in Gott's Namen" vor sich hin, indem er die Bodentreppe in den Stall herunterstieg. Niemand bekam eine Antwort, wenn er gefragt wurde, was das bedeute, und wohin er denn so eile; nur seinem Hausvater hielt er vor der Stallthüre auf einige Worte Stand. „Kaschber" sagte dieser — „Peramuziner" antwortete Kaspar in fliegender Eile, und zeigte mit frohleuchtenden Augen die silberne Dose. — „Wohin denn so eilig" fragte Stebtiner. — „Für den

Herrn Pfarrer" antwortete Kaspar. — „Bist du denn beim Herrn Pfarrer gewesen?" „Ah, mit unseren Kramerinnen ist kein Hanf zu spinnen, da hilft Alles Nichts, man muß schon weiter um ein Haus; gute Nacht". Nach diesen Worten schritt er so mächtig über die Hausluſthöhe aus, daß es Vater Stebtiner aufgab, noch weiter zu fragen; sehr verwundert blikte er ihm nur nach, er wußte sich das Wunder gar nicht zu erklären.

Desto besser verstand das Wunder jemand Anderer, der mit vergnügtem Lächeln von dem Hügel gleich hinter dem Pfarrhofe herüber sah, und den in der leisen Dämmerung dahineilenden Kaspar noch wohl erkannte — es war der Herr Pfarrer. Mit unbeschreiblichem Wohlgefühle dachte er über sein schweres, aber süßes Amt einer treuen und klugen Seelsorge nach, und wie er hier auf ein schlichtes Gemüth durch das einfachste, kindlichste Mittel tief genug eingewirkt habe, um es nun mit Leichtigkeit im Guten weiterführen zu können. „Nicht lange, ermüdende Sittenlehren habe ich hier angewendet" dachte er wahrhaft weise „weil Sittenlehren auf felsigen Boden fallen, wenn Milde nicht vorher den verhärteten Boden des Gemüthes empfänglich aufgelokert hat; nicht mit dem strengen Vorwurfe seiner Sünden habe ich sein trotziges Gemüth erschüttern wollen; empfänglich ist das Gemüth nur dort, wo es noch eine unverwahrte, weiche Stelle bietet"...

Am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — hielt der Herr Pfarrer eine sehr, sehr schöne Predigt, und die Leute weinten, daß eine Thräne die andere schlug. Am allernächsten unter der Kanzel aber stand Kaspar. Er blikte zu Seine Hochwürden empor wie zu einem Heiligen, seine Thränen ließ er über die Wangen laufen so heiß sie wollten, er wußte gar nicht, wie sehr er weinte, das Eine nur erfüllte ihn mit unnennbarem Wohlgefühle: Dieser liebe, gute, heilige Mann da oben sei nun sein Freund, und werde ihn nach dem Gottesdienste wieder freundlich empfangen. Es kam ihm vor, als wäre er von allen Leuten in der Kirche beneidet, daß er Seiner Hochwürden nach dem Hochamte die Dose werde überbringen, und wenn sie auch noch leer war, erzählen können, was für einen Weg er heute Nacht zurükgelegt habe, daß er fünf Stunden Weges bis nach der Stadt gelaufen sei, und nachdem er auch dort den fatalen Peramuziner nicht erhalten habe, die fünf Stunden nach kurzer Rast wieder zurük gelaufen sei. Nur mit vieler Mühe gelang es dem besten Willen des Burschen, diese irdischen Gedanken während der Predigt und des Hochamtes hinter seine Andacht zurük zu drängen. Als nun endlich auch das Hochamt zu Ende war, konnte sich Kaspar wenigstens diese Eile nicht versagen, daß er Seiner Hochwürden schon in der Sakristei, anstatt erst im Pfarrhofe, entgegentrat. Der Herr Pfarrer erblikte

ihn kaum, als er mit freundlichem Ernste sagte: Nun, was bringst du mir Gutes, lieber Kaspar? Gelt, der Peramuziner wird schwer zu kriegen gewesen sein? Kaspar, der noch von der Predigt her verweinte Augen hatte, erzählte nun mit Lächeln und erschütternder Freude, daß er heute Nacht bis in der Stadt gewesen sei um den Peramuziner. Der Herr Pfarrer hatte gedacht, der gute Bursche werde höchstens im nächsten Marktfleken gewesen sein, und war nun über dieses Bekenntniß einer so weiten und schnellen Reise zu Fuße so gerührt, daß er sich wegkehren und eine Thräne zerdrüken mußte. „Und doch bist du in der Predigt schon wieder dagewesen!?" sagte er dann „ich habe dich wohl unter der Kanzel gesehen; nun, du machst mir Freude! Nun gib nur her die Dose wieder, ich hätte ja den Peramuziner auch nicht haben müssen. Das ist schön, daß du auf den Gottesdienst so viel hältest, und trotz der Müdigkeit in die Kirche gekommen bist. Jetzt geh' mit mir in den Pfarrhof, meine Köchin wird dir etwas vom Fleische zu essen geben, du mußt dich stärken". Selig und wehmüthig folgte Kaspar; es that ihm wohl, daß von allen Seiten die Leute verwundert aufschauten, aber es that ihm weh, daß er sein Mädchen mit einem Anderen nach Hause gehen sah... Als Kaspar im Pfarrhofe bereits vor einer Menge guter Sachen saß, trat Seine Hochwürden herein, und sagte: Gelt, du wirst wunde Füße haben, möchtest du nicht dann ein Fußbad nehmen, und dir mit dieser Salbe den Schmerz ein wenig lindern? Obwohl es dem Kaspar war, als habe er die Füße im Feuer, so unterdrükte er doch alle Zeichen des Schmerzes, und sagte: O nein, Hochwürden, das werde ich schon Alles zu Hause thun. „So nimm doch wenigstens dann die Salbe mit" erwiederte der Herr Pfarrer.

Als Kaspar nach Hause kam, und die Stiefel auszog, erschrak und weinte er doch über seine schrecklich zugerichteten Füße. Er wusch und salbte sie, und legte sich dann kummervollen Gemüthes nieder, denkend: Anne, Anne, auch Das hab' ich eigentlich um dich erleiden müssen! Aber um so frischeren Muthes erwachte er, an Leib und Seele gestärkt; sein erster Gedanke war: Besser doch, einen so heiligen Mann zum Freunde, als ein so treuloses Mädchen zur Geliebten.

Eine Pflicht.

Schönheit, wo ich dich erblike,
Huldige ich deinem Licht,
Und wie ich mich selbst erquike,
So erfüll' ich eine Pflicht.

Hast du je dich selbst genossen,
Wenn man dich nicht erst genießt?
Bleibst du nicht in dich verschlossen,
Wenn man sich vor dir verschließt?

Ja, durchſchauert es nicht leiſe
Auch die lieblichſte Geſtalt,
Wenn in einem blöden Kreiſe
Ihr verſagt die Allgewalt?

Aber wenn ſie, Luſt erwekend,
Dieſer Luſt ſich ſelbſt erfreut,
Und des Zaubers Macht entdekend,
Den ſie übt, ihn ſtill erneut:

Iſt das nicht, als ob ein Schleier,
Erſt bemerkt, indem er ſinkt,
Falle, der ihr reinſtes Feuer,
Wie ein Nebel, in ſich trinkt?

D'rum ein ungetrübter Spiegel,
Schönheit, werd' ich ſtets dir ſein;
Der Vollendung Sternenſiegel
Kommt dir durch dein Bild allein!

Friedrich Hebbel.

Drei Schikſale.

Schon dreimal ward Amerika entdekt;
Den Erſten, den der Sturm dahin verſchlug,
Hat ein Kazik als Strandgut eingeſtekt,
Dem man gebraten auf den Tiſch ihn trug.

Der Zweite, reich mit Perlen und mit Gold
Beladen, fand die Straße zwar zurük,
Doch war die Landungsſtunde ihm nicht hold,
Dem Hafen nah', verſank er und ſein Glük.

Dem Dritten endlich hat auch die gelacht,
Er kehrte heim in ſeiner Heimat Schooß,
Und ſie, der er den Goldtribut gebracht,
Hat ihm gedankt. Wem ward das ſchlimmſte Loos?

Friedrich Hebbel.

Mittheilungen.

Von Ernſt Freiherr v. Feuchtersleben.

J'ai foi aux bonnes maximes. Je crois au devoir de les professer, quels que soient les temps.

Salvandy.

Wahrheit in den Weltlebens-Verhältniſſen? was würde die gute Welt dazu ſagen? wer ſie kennt, muß über einen ſolchen Anſpruch lächeln; wer ihn machte, hat

sie und sich nicht gekannt. Wer ist denn gegen sich selber wahr? Dieser Anspruch sollte doch gelten.

Und doch! am Ziele finden sich alle Wanderer zusammen. Der vollendete Schein läßt sich nur durch das Sein erzielen.

Es ist eine eben so gewöhnliche als irrige Phrase: daß sich zwar Liebe nicht, wohl aber Achtung erzwingen lasse. Umgekehrt! Liebe läßt sich allenfalls, durch Liebenswürdigkeit des Betragens auf eine Weise erschmeicheln, der nicht so leicht zu widerstehen sein möchte. Achtung dagegen ist ein Gefühl, das nur sehr wenige Menschen — Menschen, welche selbst achtungswürdig sind, zu zollen vermögen. Achten können fordert einen höhern Grad sittlicher Kultur als er bei der Menge vorauszusetzen ist. Sei so achtungswerth als du wolleſt! nie wirst du die rohe, gleichgiltige, zerstreute, selbstische Masse zwingen zu fühlen was ihr fremd — und noch dazu lästig ist.

Achtung übt auch, wo sie nicht versagt wird, eine sehr geringe Macht im geselligen Verkehr. Den Geachteten speist man mit Worten ab, und überläßt ihn — sich selber. Nur Furcht und Zuneigung sichern ihren Erregern eine lebendige Wirksamkeit.

Das Stehlen wird in der Gesellschaft mehr bedaignirt als selbst größere Laster; so hat man der Lehre Gall's das Diebs-Organ übler genommen als den Mordsinn. Mit dem Begriffe von Stehlen verbindet sich der von Armuth und Unkraft, und die Begriffe von Kraft und Vermögen sind der Maßstab der populären Schätzung.

Dem populären Sinne wird das Gewissen zum Geschmak in Sachen der Sittlichkeit. Das Gemeine ekelt uns mehr an als das Verbrechen, welches oft ästhetisch imponirt. Es ist aber auch eine sehr fruchtbare Wendung, diese Bemerkung umzukehren, und den ästhetischen Geschmak als ein Gewissen in Sachen der Sinnlichkeit aufzufassen.

Es ist gleich unangemessen, das weibliche, wie das männliche Element ausschließlich gelten zu lassen. Die Männer sind wie die Konsonanten, die Frauen wie die Vokale im Alfabete der Gesellschaft. Jene bilden das Gerüste, ohne welches diese keine Stelle finden; sie sind hart, aber wesentlich und bestimmend. Mit den Vokalen allein kann man nicht sprechen, höchstens etwas — wie Gesang hervorbringen. Die Konsonanten taugen nicht zum Gesange, aber sprechen kann man auch nicht mit ihnen allein, höchstens die Sprache der Schrift (die Sprache des geistigen Bedürfens), wie bei den

Orientalen; und da bedarf es noch des Schmukes der Punkte (Harriketiren), die das weibliche Element mindestens andeuten.

Es gibt eine Beschränktheit des Gefühles, die nicht über ihren Kreis hinaus fühlen, — so gut wie eine Beschränktheit des Verstandes, die nicht über ihn hinaus denken kann. Ist es nun wahr, daß beim Weibe das Gemüth, wie beim Manne der Verstand den Haupthebel zu Allem bietet, so wüßte man, wohin bei der weiblichen Erziehung zu wirken wäre.

Verkehrte Klage gewisser zarter Seelen: daß man ihnen die Begeisterung für etwas durch's Zergliedern raube! es gibt doch wohl etwas der Begeisterung Würdiges, das also die Zergliederung aushält? nun gut, wenn die Begeisterung diesen rechten Gegenstand ergriffen hat, so wird sie, durch jede Sonderung des Zerstörbaren nur fester und inniger; ist sie ungewiß über den Gegenstand, so wird jede Enttäuschung ihr den rechten Gegenstand näher rüken, und gesetzt — es gäbe keinen, der die Probe völlig aushielte, wer möchte ewig in der Knechtschaft vergänglicher Illusionen leben?

Freilich muß auch die Zergliederung eine solche sein, welche die Probe aushält; d. h. sie muß dem Gefühle geben was des Gefühls, und dem Verstande was des Verstandes ist.

Wähne nicht, daß Betrachtung oder Lehre oder Begeisterung, von oben her, dich verwandeln und beseligen können. Du selbst, von innen heraus, mußt dich empor arbeiten. Die Raupe wird nicht zum Schmetterlinge, weil sie den Nektar der Blumen gekostet hat, sondern sie nährt sich vom Safte des Honigs, weil sie Schmetterling geworden ist.

Man ändert sich im Gange des Lebens weit mehr als man glaubt. Es ist schwer, das zu fühlen, weil man sich nicht in den zurük versetzen kann, der man nicht mehr ist. Aber es kommen Momente, wo dieser Gewesene auftaucht, und besonders gibt manchmal das Verhältniß zu Andern plözliche Aufschlüsse. Sich selbst in allem Wandel, am wenigsten zu vermissen, bleibt ein Abzeichen der ungemeinen Naturen.

Wer recht auf sich lauschen und in die feinsten Fältchen seines innern Gewandes (denn auch inwendig ist der Mensch noch gekleidet) schauen gelernt hat, der trägt einen

Schlüssel zu Vielem was nie in der Welt ausgesprochen wird. Es ergeht uns Allen ziemlich gleich, und wir erleben in uns nach und nach das Nämliche, und werden auf ähnliche Weise dadurch bestimmt. Und dies Bestimmtwerden ist eben das humanum nomini alienum; das Rükwirken darauf — das Selbstbestimmen — ist das Abzeichen der ungemeinen Naturen.

Wie wahr drükte sich Rahel aus, als sie schrieb, daß man plötzlich alt werde! oder, nur weniger paradox: wie fühlt man, ehe man sich's versieht, daß man alt geworden ist! — weg sind alle Illusionen, alle Seligkeiten, alle jubelnden Kräfte der Jugend; baar und blos steht der Reifgewordene da — weise und ohnmächtig, festgewurzelt in der Erde, die ihm keine Nahrung mehr gibt, verlassen von allem, was ihn liebevoll gesellig umschlang und umblühte — wie der alte Baum im Spätherbst, der seine nakten Zweige traurig zum Himmel strekt!

Jeder Rükweg scheint weit schneller und kürzer als der Hinweg schien. So auch das Alt-werden. Kann man es besser um diesen Schein betrügen, als dadurch, daß man es als einen Hinweg betrachtet und behandelt?

Vorstellungsweisen — und was ist unser Wissen mehr? — können nicht maßgebend sein. In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen. Es kommt nicht darauf an, welche wir beziehen, sondern was wir darin thun, und nebenbei: wie wir uns mit unsern Nachbarn vertragen.

Das größte und unschätzbarste Gut des Menschen besteht doch zulezt im Besize und reinem Gefühle seiner selbst. Wer dieses, auch nur für kurze Zeit, vermißt, und sodann wiedergewonnen hat — nur der kennt seinen ganzen Werth, und wird mit allen Kräften seines Daseins ringen, es nie zu verlieren. Kein Wissen, kein Glauben, keine äußere Macht, keine Geltung, keine Verbindung, keine Illusion kann es ersezen, keine Verkennung kann es rauben. Der es in sich hat, nimmt es mit sich in alle künftigen Bestimmungen seines Daseins hinüber; er ist für sie reif, wie er es für die jezige war, denn dieses Gefühl ist zugleich die Kraft und das Licht seiner Wirksamkeit, ewig thätig und leuchtend, wie das Ewige, dessen Ausfluß alles Einzelne ist. — Vixit et vidit et viguit.

Wie manchmal verwechselt man den Mißmuth des Vernünftigen über die herrschende Schaalheit, — mit dem des Narren über die wachsende Vernünftigkeit in der Welt!

Freude daran, Vieles lächerlich zu finden, drükt Mißwollen — gar nichts lächerlich zu finden, drükt Vornirtheit aus.

Was ist erforderlich, damit eine Krystallisazion — eine reine, gesetzliche, bleibende Bildung — gelinge? Vollkommene Auflösung im Bildungselemente und Ruhe während der Bildung.

Eine gerührte Stimmung ist wie das Abendroth oder ein farbiges Glas, durch welches wir die Welt schöner, wie überzaubert, empfinden.

Wohlthaten, Almosen, Nachsicht, Gnade sind nur sehr dürftige Supplemente wahrer Sittlichkeit. Gibt es doch Viele, welche durch diese ostensiblen Aeußerungen der Tugend sich von ihrem innern Wesen: der rechtlichen Gesinnung loskaufen zu können wähnen! Die wahren Wohlthaten sind die, durch welche Wohlthaten entbehrlich gemacht werden.

Große Wirkungen gehen von Solchen aus, die sich beständig in einer Art Rausch, und von Solchen, die sich beständig in einer unabirrenden Nüchternheit zu erhalten fähig sind.

Beifall und Ruhm begleiten nur Wirkungen, an denen etwas Illusorisches ist, und Popularität bleibt immer ein zweideutiges Beiwort. Wie kann man auf die Menge wirken, als dadurch: daß man so bornirt ist wie die Menge, oder daß man die Leidenschaften der Menge theilt, oder daß man jene Vornirtheit benützt und den Leidenschaften schmeichelt? Wäre das Vortreffliche was es ist, — wenn es die Menge begriffe? Selbst an den Vortrefflichen, die wirklich zu Ruhm und Anerkennung gelangt sind, ist es nicht sowohl ihr eigenster Werth als vielmehr gewisse sie umgebende, mit ihnen und durch sie wirkende Verhältnisse, was sie zu Ehren gebracht hat. Das Gute und das Wahre, der Gute und der Wahre werden höchstens in merkwürdigen, seltenen Epochen, für Augenblike der Geschichte, populär, so lange nämlich eine große, reine Anregung eine Zeit oder ein Volk über sich selbst erhebt.

Je mehr die unbedingte, dilettirende, ſchwätzende Schriftſtellerei ſich von den Feuilletons aus über die geſammte Literatur verbreitet, deſto ſicherer bereitet ſie ſich ſelbſt den Untergang. Die Bildung wird immer allgemeiner; Anſichten hat Jedermann. Die Zahl der Schreibenden, täglich wachſend, wird viel zu groß, als daß man den Einzelnen noch gewahr werden könnte; die Literatur wird zum gedrukten Geſpräche Aller mit Allen. Da lernt man endlich einſehen, daß es, außer der Bildung, noch ein ſchaffendes Prinzip gibt, dem allein die Ehre gebührt, und bleibender Ruhm wird dann nur Jenen, welche lehren oder hervorbringen. Dieſe allein ragen als Selbſtkräfte, aus der Geſammtbildung der Menſchheit hervor, und gehören der Geſchichte an, wie wir andern dem Tage. Prägnanz iſt das Verdienſt, dem die Natur, die es am vollkommenſten beſitzt, ihr Brevet ertheilt.

Wie beneidenswerth erſcheint die Kunſt des Dichters, der eine beſtimmte, einfache, lebendige, ewige Wirkung, mit Einem Griffe, durch die That zu erzielen verſteht — dem unproduktiven Schriftſteller, der ſie durch tauſendfache Wendungen der Gedanken — nicht erzielt!

Nichts iſt wahrer als: daß die ächteſte Wahrheit deines Gemüthes getrübt wird, wenn du ſie anders als durch That und Daſein, wenn du ſie durch Worte mittheilen oder gar vertheidigen willſt. Das Wort, die rohe Waffe der Polemik, iſt ein viel zu grobes Werkzeug für den Stoff des Geiſtes. Wie du dich darauf einläſſeſt, iſt dir die Macht über deinen eigenen Gedanken genommen. In Allem was man ausſpricht, iſt ſtets etwas Bedingtes, und kein Redender hat völlig Recht. So iſt auch die Tugend, die Religion und alles Schöne nur dein, ſo lange du nicht um ſie worteſt, und ſo ſcheint alles Höchſte ſich nur den geſchloſſenen Tempel des menſchlichen Innern zum alleinigen Wohnſitze gewählt zu haben.

Das iſt der Zauber aller reinen und ewigen Wirkung: daß ſie keinen Namen habe. Mit dem Namen ſchwindet ſie, wie Meluſina mit dem Sehen. Glüklich, wer das Namenloſe erkennt! ewig war die Wahrheit in uns und zwiſchen uns, und ewig wird ſie es ſein: aber ſie wird geſchwiegen.

Der Soldaten-Chor und das Echo.

Chor: Horcht Brüder, ein Echo ſcheint uns zu verſpotten,
Stört unſerer Lieder ſo harmloſen Scherz;
D'rum ſinget noch ſtärker, ihr munteren Rotten,
Und frag't es: Was füllet dem Krieger das Herz?
Echo: . . . . . Erz!

Chor: Hört ihr, welch' verwegene Antwort es gibt?
Als wären wir ſchwer wie das Erz zu erweichen,
Als hätten wir kämpfend nie Milde geliebt,
Und ſchätzten nichts höher als Feindes Erbleichen.
Echo: . . . . . Leichen!

Chor: Laßt uns jener Felſenwand ſteinerne Zunge,
Die frech uns die Worte des Hohnes gebracht,
Mit Klugheit und Vorſicht erhalten im Schwunge,
Daß ſie nur erwid're, was ſelbſt wir gedacht.
Echo: . . . . . Acht!

Chor: Auf! Echo! Nun ſage, wir rathen dir gut!
Du kannſt uns die Antwort doch nimmer verwehren:
Wirſt Du, wenn wir fragen mit rüſtigem Muth,
Verweigern entſchloſſener Krieger Begehren?
Echo: . . . . . Ehren!

Chor: Wohlan denn, ſo ſprich, laſſe Gutes dir rathen!
Nicht frevelnd die Worte des Hohnes erneu'!
Was bringen dem Krieger der Grauſamkeit Thaten,
Was bringt ihm Verletzung von Ehre und Treu?
Echo: . . . . . Reu'!

Chor: Was würde das Schickſal, verſpritzten wir Blut
Aus Kampfluſt und Härte in ſtrömenden Bächen,
Was würde es, wenn wir in unedler Glut
Die Pflichten des Menſchen im Uebermuth brächen?
Echo: . . . . . Rächen!

Chor: Und wenn nur Gewinnsucht, nicht Vaterlandsliebe,
Uns führte als Sieger in's feindliche Land,
Wenn Raub nur und Mordlust als Führer uns bliebe,
Was wär' unser Ehren- und Ruhmvoller Stand?

Echo: . . . . . Tand!

Chor: Doch wenn wir mit Schonung und Milde gekämpft,
Allein nur von Pflicht und von Ehre getrieben,
Die Flammen des Aufruhrs und Krieges gedämpft,
Wird Jene man ehren die rühmlich geblieben?

Echo: . . . . . Lieben!

Chor: Noch einen Bescheid mußt du Echo uns geben:
Wie nennst du den Krieger, der selbst im Gefecht,
Wo Feindde gedrungen schon hart ihm an's Leben,
Sich dennoch mit Milde am Wehrlosen rächt?

Echo: . . . . . Aecht!

Chor: Wenn ihn und den Gegner die Schlacht heiß umgibt,
Er als Ueberwinder mild schonet noch seiner
Und selbst in dem Feinde den Menschen noch liebt,
Sieht über den Sternen den Herrlichen Keiner?

Echo: . . . . . Einer!

Chor: Wenn treu wir der Ehre, dem Recht und der Sitte,
Allein uns dem Fürsten und Vaterland weih'n,
Bekämpfen die Drohung, willfahren der Bitte,
Wie nennest du Echo dann unsern Verein?

Echo: . . . . . Rein!

Chor: So reicht euch ihr Brüder die Hände auf's Neu',
Es soll uns das Echo nicht unverdient loben!
Doch wo wird vergolten Muth, Liebe und Treu',
Wenn unsre Atome im Winde zerstoben?

Echo: . . . . . Oben!

Franz v. Holbein.

Was bleibt?

Seit im Denken und im Wissen
Reichthum nur und kein Genießen;
Seit kein Glaube mehr zu finden,
Noch der Abgrund zu ergründen,
Seit des Aufruhrs wild Ergrimmen
Ueberschreit der Freiheit Stimmen —
Daß bei Trommeln und bei Zinken
Wortlos wir in uns versinken,
Seit der Geist im Wüsten treibt; —
Frägst du immer Herz, — Was bleibt? —

Eines bleibt im Sturz der Zeiten,
Die ein neues Sein bereiten,
Das nach stürmevollen Nächten
Künft'gen glücklichen Geschlechten,
Aber uns nicht wird erblühen,
Die am Seil der Hoffnung ziehen! —
Eigner Werth — die Macht der Tugend,
Deine Kraft, Herz, deine Jugend,
Was in dir erblüht und treibt —
Was wir sind ist das was bleibt.

And. Schumacher.

Erinnerungen aus dem deutschen Norden.

I.

Hamburg.

(1829—1831.)

„Sei mir gegrüßt, du große
Du wundervolle Stadt!
Die einst in ihrem Schooße
Mein Liebstes verborgen hat."

Mit diesen Versen hatte Heinrich Heine in seinem Buch der Lieder Hamburg angesungen, ehe er Italien gesehen hatte. Jetzt war er von Italien zurük gekehrt und sang:

„Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter, —
Seit ich diesen Menschenkehrich
Wieder seh' und dieses Wetter."

Die Hamburger ärgerten sich gewaltig über diese Verse und meinten: „wenn die alte ehrwürdige Hamonia dem „Muschü" so schlecht gefiele, warum er denn immer zurük käme?" Heine lachte und gab eine Antwort, die sich nicht wohl wieder geben läßt, aber die Hamburger lachten über die Antwort, waren versöhnt und Heine ließ sich's fortan unter dem grauen, wochentäglichen Himmel — der aber durchaus nicht immer grau und wochentäglich ausschaut — vortrefflich gefallen, absonderlich im Alsterpavillon auf dem alten Jungfernsteige und in Unbescheidens oder Dannenbergs Austerkeller.

Ich hatte Heine's Reisebilder das Jahr vorher in Lüneburg bei meinem Kameraden den Dr. Christiani gelesen, und Christiani, der mit Heine persönlich befreundet war, hatte mir Allerlei von ihm erzählt, was mein Interesse für den Dichter um Vieles erhöhte. In Lüneburg hieß es damals: Heine sei wahnsinnig geworden. Als Ursache gab man das kürzlich erfolgte tragische Ende eines jungen schönen Weibes — den höhern Ständen angehörig — an, das man als jene Eveline bezeichnete, die von Heine so glühend in seinen Reisebildern besungen worden. Ich habe später nie mit Gewißheit von ihm herausbringen können, ob er wirklich in einem nähern Verhältniße zu jener Dame gestanden; das aber hatt' ich schon nach den ersten zwei Tagen unserer Bekanntschaft bemerkt, daß Heine so wenig als ich selber der Mann sei, welchen unglükliche Liebe zur Verzweiflung oder gar bis zum Wahnsinn treiben können, und ich bin überzeugt, daß es hauptsächlich meine Eigenheit war, das schöne Geschlecht eben so überschwenglich zu vergöttern, als mich selbst um dieser Vergötterung willen zu verspotten, welche mir Heine's Zuneigung und sein Vertrauen so schnell erworben.

Ich war damals als ein seltsames Subjekt nach Hamburg gekommen! Von frühester Jugend zum Künstler bestimmt, hatte ich die Kunst mit Leidenschaft geübt — die größten Meister erwarteten Bedeutendes von mir, als plötzlich dem zwanzigjährigen Jüngling mit einem Schlage alle Hoffnungen vernichtet wurden! Gewaltsam hinausgeschleudert aus der Bahn, die ich mit Begeisterung und glühender Liebe bisher verfolgte, verbrachte ich mehre Jahre in dumpfer Betäubung! Endlich fand ich mich wieder, aber was nun beginnen? Meine Verwandten meinten: ich sollte Buchdruker werden! und drei Monate lang stand ich vor dem Letternkasten, und setzte das „Sonderburger Wochenblatt" — die ungeheuersten Drukfehler dieser drei Monatsliefe-

rungen aus dem Jahre 1823 habe ich auf mein Gewissen! dann aber hielt ich's nicht länger mehr aus und ging — zur See. Fünf Jahre lang diente ich auf einem Westindienfahrer, und als geprüfter Untersteuermann betrat ich 1828 wieder den heimatlichen Boden um — als Theatermaler mich bei meinem Vater, der damals das Theater in Lüneburg und Halle übernommen, engagiren zu lassen. *)

Der Vater machte in Lüneburg und Halle schlechte Geschäfte, bewarb sich deshalb um die Konzession für Altona, und so kam ich wieder dorthin. Ich entsinne mich nicht genau, wann ich eigentlich zu schriftstellern anfing! Meine ersten Versuche erschienen im Sonderburger und Husumer Wochenblatt abgedrukt. Ohne mein Wissen sandte mein Freund Friedrich Pauly von Flensburg aus einige meiner Arbeiten an den Herausgeber der Lesefrüchte Dr. Pappe in Hamburg, der sie drukte — darunter befand sich auch ein Sendschreiben an den Dr. Ludwig Börne über die ersten vier Bände seiner gesammelten Schriften. In Altona besuchte meinen Vater der verstorbene G. A. Freiherr von Maltiz, der mich um einige Karikaturen für seinen norddeutschen Kourier bat; ich zeichnete und lithografirte ihm einige, welche sehr gefielen, und Maltiz empfahl mich dem Buchhändler Campe als Zeichner für den Umschlag des Kotzebue'schen von unsern Freund Lebrün fortgesetzten Almanach dramatischer Spiele. Als ich meine erste Zeichnung Campen brachte, fragte er mich, was ich als Honorar dafür verlange? Ich erbat mir Börne's Schriften. Campe gab sie mir und fragte mich, ob ich den geistreichen an Börne gerichteten Aufsatz in den Lesefrüchten gelesen habe? „Nun daran ist eben nicht viel!" meinte ich. — Campe nahm das sehr übel, langte die Nummer der Lesefrüchte hervor, und wollte mir die „geistreichsten Stellen" zu Gemüthe führen; als ich ihm erklärte, „er möge sich die Mühe ersparen, denn ich selber hätte den Aufsatz geschrieben." Campe wollte das erst nicht glauben, als ich ihm aber sagte, er möge den Dr. Pappe deshalb befragen, fuhr er auf mich los „aber zum Henker! wenn Sie so schreiben können, warum widmen Sie sich denn nicht ganz der Schriftstellerei?"

„Wozu?"

Wozu? kurioſe Frage! Kennen Sie den Dichter Heine persönlich?

---

*) Den Lesern dieser Zeilen dürfte in gegenwärtigen Augenblik die Notiz interessiren, daß mein guter Vater unter allen deutschen Schauspieldirektoren der einzige war, der Michael Beer's Tragödie „Struensee" sehr gut besetzt und einstudirt aufführte, und zwar in Kölln, der einzigen Stadt außer München, wo diese Tragödie überhaupt bis zum Jahre 1846 zur Aufführung kam. 1846 erschien sie endlich am 19. September mit Meyerbeer's dazu komponirten grandiosen Musik im königlichen Hoftheater zu Berlin.

„Nein.“

Er ist eben hier, ich muß Sie mit einander bekannt machen!

Und so machte mich Campe denn nicht nur mit Heine, sondern auch mit Immermann, Reinhold, Wienbarg, Röding, Simon, kurz mit allen damals in Hamburg lebenden schriftstellerischen Notabilitäten bekannt, und ehe ich mirs ersah, war ich selber unter die Schriftsteller förmlich einrangirt. In Folge meines fünfjährigen Seelebens war übrigens mein dermaliger Anstand ganz der eines echten Seebären! Ich ging breitbeinig, wie wenn ich noch das Deck träte, und meine Konversazion wenn ich sprach, war mit den absonderlichsten nautischen Ausdrüken dergestalt gespikt, daß ich für gewöhnlich von meinen neuen Freunden tüchtig ausgelacht wurde, weshalb ich es vorzog, das Maul zu halten und anstatt zu reden zu schreiben, bis ich mir endlich mit unsäglicher Mühe wieder die gewöhnliche Redeweise angewöhnt hatte. Ich ziehe es aber oft, besonders Fremden gegenüber noch heute vor, zu schreiben, anstatt zu reden. Von allen denen, die ich in Hamburg kennen lernte, widerfuhr mir nur Gutes, und so lange ich in Hamburg war, blieb mir für meine Person, literarische Polemik ein völlig unbekanntes Ding, und wirklich abscheulich erschien mir der eben damals mit aller Wuth geführte Krieg zwischen den Grafen Platen, Heine und Immermann. Da sowohl damals Heine als später Immermann sich offen über die eigentliche Veranlassung dieser ärgerlichen, der deutschen Literatur wenig zur Ehre gereichenden Fehde gegen mich ausgesprochen, so bin ich im Stande, einige Aufschlüsse zu geben, die dazu beitragen dürften, sämmtliche Streitende um Einiges milder zu beurtheilen, als es bisher oft der Fall war.

Alle, die den Grafen Platen persönlich kannten — besonders Lewald — schilderten ihn mir als eine wahrhaft poetische, aber krankhaft überreizte Natur, die in der unbedingten Hinneigung zum rein Klassischen einen Halt suchte, welchen sie nicht in sich trug. Es war keine Prahlerei von Platen, wenn er sagte, er denke ewige Werke; aber seine Kraft reichte nicht aus, wo es darauf ankam, Alles außer sich zu gestalten, was er dachte! — Er meinte, es müsse ihm gelingen, das Erhabenste in der erhabensten reinsten Form darzustellen, und diese Form hatte er sich theilweise angeeignet wie Keiner vor ihm. Schon glaubte er sich seinem Ziele nahe, sah sich als den gefeierten, gekrönten Dichter seines Volkes, in dessen Munde seine Dichtungen widerhallen würden — wie die Dichtungen Goethes und Schillers — als er plötzlich Werke anderer Dichter, himmelweit verschieden von denen, wie er sie sich dachte, mit lautem Freudenrufe von dem Volke (für das er dichten wollte!) begrüßt sah.

Ich weiß es bestimmt, daß es Michael Beers „Paria“ war, und die laute Anerkennung, welcher dieser schönen Dichtung bei ihrem Erscheinen überall gezollt wurde, wodurch Platen den ersten Dolchstich erhielt. Und Michael Beer war reich und glüklich und obendrein ein Jude, während eben damals er, der arme Graf, nahe daran war, hungern zu müssen. Und nun kam Heine nach München, der ebenfalls ein geborner Jude war, und ebenfalls durch romantische, formlose Tragödien die Aufmerksamkeit des Publikums in nicht gewöhnlichem Grade auf sich gelenkt hatte. Ein boshafter Freund nahte sich zu gleicher Zeit, den schlechten Spaß an Platen zu sagen: „Raupach — dessen sechs und siebenaktige Tragödien (den Akt zu 50 Thlr.) Platen ein Abscheu waren, sei auch ein Jude, und Börne war ein Jude und alle berühmt und gekannt und nicht arm, wie der arme verkannte unbeachtete Platen, — daher sein krankhafter Judenhaß, der Grimm, mit welchen er auf die romantische Schule und ihr stets wachsendes Reich blikte.“

Nur lag es gar nicht in Platen's Natur, was er dachte, zu verschweigen, und eines Tages bediente er sich zur Bezeichnung der neuromantischen Schule eines andern gewiß unwürdigen Ausdrukes in Bezug auf Michael Beer, Heine, Börne und Raupach.

Der edle, sanfte Michael Beer nahm gar keine Notiz davon, Börne lachte und Raupach schnitt sich eine Feder, um eine neue sechsaktige Tragödie, den Akt zu 50 Thlr. zu schreiben; Heine aber, der nie eine Anspielung auf sein früheres Judenthum verzeiht, dachte auf Rache, und zwar auf eine weitausgreifende.

Nun hatte Immermann ihm mehre Xenien im Manuskripte mitgetheilt, darunter auch einige, in denen die Nachahmer morgenländischer Poesie stark mitgenommen wurden. Noch wenige Monden vor seinem Tode sagte mir Immermann, daß er bei Niederschreibung jener Xenien gar nicht an Platen gedacht habe, aber Heine wußte es, wie viel Platen auf seine Gasthelen hielt, und so ließ er denn Immermann's Xenien im zweiten Theil seiner Reisebilder abdruken, und sagte laut, daß dadurch „der gräfliche Dichter und dichtende Graf“ signalisirt sein solle.

Platen's Zustand, als ihm diese Xenien zu Gesichte gekommen, soll wirklich schrecklich gewesen sein! Er verlor völlig den Kopf, wollte Heine und Immermann auf Pistolen fordern, und als seine Freunde ihm sagten, daß er ja durchaus nicht namentlich aufgeführt sei, rief er erbittert: Nun wohl, so werde ich dieses Gezücht beim Namen nennen.

So setzte sich denn Platen hin und schrieb seinen romantischen Oedipus, eine plumpe, verfehlte Nachahmung seiner trefflichen verhängnißvollen Gabel, womit

er seine Gegner völlig todt zu machen glaubte. Welches der erste Eindruk gewesen, den das Buch auf Immermann machte, weiß ich nicht; er wollte später nie zugeben, daß er sich darüber geärgert habe, was ich aber bei seinem derben, heftigen Karakter doch nicht so recht glauben mag; von dem Eindruk aber, welchen der Oedipus auf Heine machte, war ich Augenzeuge. Es war an einem schönen sonnenlichten Morgen, als Heine unbefangen und in der besten Laune in Campe's Laden trat, wo ich mich schon befand. Campe hatte das Buch den Tag vorher erhalten und sich eine Szene angemerkt, wo Jammermann (Immermann) von seinem Freunde sagt: „und seine Küsse hauchen Knoblauchduft." Ich kannte das Buch noch gar nicht, wußte nichts von Heines Zerwürfniß mit Platen, hatte aber herzlich über die verhängnißvolle Gabel gelacht. Das benützte Campe boshafter Weise, wie es seine Art mit seinen besten Freunden ist, gab mir das Buch und ersuchte mich, Heinen die angemerkte Szene vorzulesen.

Ich las ganz unbefangen und da ich nicht vom Buche aufblikte, konnte ich auch nicht sehen: daß Heine — wie Campe mir später sagte — erst glühendroth und dann todtenbleich wurde; als ich aber an die Stelle von den Knoblauchküssen kam, riß er mir das Buch aus der Hand und stürzte wie toll damit aus dem Laden. Campe lachte und sagte mir jetzt, worum es sich handle, worüber ich so böse wurde, daß ich meinen Herrn Verleger beinahe in seinem eigenen Laden derb geschüttelt hätte! Ich verließ ebenfalls das Lokale und Campe nahm sich später sehr mit mir in Acht, wenn ihm die Lust ankam, wieder Jemanden zu ärgern.

Am Morgen des zweiten Tages kam Heine zu mir, dem Anscheine ganz ruhig, doch merkte ich wohl, wie es in ihm gährte. „Haben Sie das ganze Buch gelesen?" fragte er mich.

Nein.

„So lesen Sie es," er warf es auf den Tisch und ging. Ich las den modernen Oedipus und begriff nicht recht, wie Heine über dieses plumpe und dabei herzlich matte Pasquill so außer sich hatte gerathen können. Ich sagte ihm dies ganz ehrlich — aber Heine hatte dafür keine Ohren und erwiderte bloß: „Was wetten Sie, ich ärgere den Platen noch todt."

Als ich Campen das wieder erzählte, sagte er: „Wenn Heine das gesagt hat, so hält er auch Wort, denn er haßt unversöhnlich. Und Heine begann schon in den nächsten Tagen die famöse zweite Abtheilung des dritten Reisebildertheils. Er hätte es gern gesehen, wenn Campe dazu einige Karikaturen von mir gegeben hätte, und er theilte mir seine Ideen deshalb mit, es kam aber nicht zur Ausführung, so wenig

als meine Zeichnungen zu Immermanns „Tulifäntchen", weil dieser durchaus Zeichnungen von Düsseldorfer Künstlern geben wollte, was aber auch nicht geschah, da Campen meine Skizzen besser gefielen. Er zahlte mir das Honorar dafür, und beim großen Hamburger Brande sind sie glücklich mit verbrannt. Heine hatte sich so geärgert, daß er wirklich unwohl wurde; er schämte sich in Hamburg, über die Straße zu gehen, und als ihm gar sein Onkel, Salomon Heine, sagte: „Aber, ohne Schmeichelei, Henry, der Platen hat dir gut getrefft — war für ihn kein Haltens mehr in Hamburg, und er ging nach Helgoland, wo er den dritten Reisebilder-Band vollendete, der dann im Herbste erschien.

Unterdeß hatte sich auch Immermann gerührt, und seinen „im Irrgarten der Lirik herumtaumelnden Kavalier" erscheinen lassen; Heine schrieb mir darüber von Helgoland: Einiges ist wunderschön in dem Buche, aber viel zu zart und poetisch! — Auf diesen groben, gräflichen Klotz gehört der gröbste Keil. — Campe rieb sich darüber die Hände, und meinte „das wird eine schöne Hetze werden".

Diesmal aber hatte Campe sich geirrt. Immermanns „lirischer Kavalier" ging spurlos vorüber; Platen, durch Heines fürchterlichen Anblik tödtlich verletzt, antwortete nicht mehr, und Heines dritter Reisebilder-Theil fand überall Gegner, wie er sie, trotz herrlicher Einzelnheiten, verdiente. Heine fühlte, daß er sich selber mit diesem Buche sehr geschadet habe, aber er hatte seinem Feinde für immer die Kraft gebrochen, und damit tröstete er sich.

Bei dieser Gelegenheit muß ich eines Eulenspiegelstreiches gedenken, welchen ich ohne Wissen und Willen beging, und worüber Heine nicht wenig sich ärgerte. Bei Georg Lotz, dem Herausgeber der „Originalien", wurde der dritte Reisebilder-Band unbarmherzig kritisirt, namentlich machte Lotz sich über das Selbstlob lustig, welches Heine sich in dem Kapitel spendet, wo er sein Gespräch mit einem Adler erzählt, welchem er am Schlusse räth, sich beim ersten besten Lorbeerbaume nach seinem (Heines) Namen zu erkundigen. Ich vertheidigte Heine, und fragte, wie man denn das für Ernst halten könne. „Alle Welt hält es dafür" versetzte Lotz, und ärgerlich rief ich: Das ist nicht möglich, das muß ja ein Kind sehen, daß Heine sich hier über sich selber lustig macht. Das hatte Freund Lotz gewollt, und mit anscheinender Gutmüthigkeit forderte er mich auf, Dieses doch in einem kleinen Aufsatze für die „Originalien" auseinanderzusetzen. Ich ging richtig in die Falle, und schrieb einen Aufsatz unter dem Titel „Adler und Lorbeerbaum", worin ich mit großem Ernste bewies, wie das Selbstlob, welches Heine sich ertheilt, nur die bittere Ironie eines mit sich selbst unzufriedenen und Schwächen sich bewußten Dichters sei. Als Madame Lotz ihrem blinden

Gatten meinen Aufsatz vorlas, hätt' ich freilich an dem Mefistofeles-Grinsen des alten Fuchses merken sollen, was für eine Eselei ich wieder einmal begangen, allein ich hatte Alles so ernsthaft und ehrlich gemeint, daß ich mir eher des Himmels Einfall hätte träumen lassen, als, daß meine Vertheidigung Heines die bitterste, beißendste Satire auf denselben sei. Lotz drukte meinen Aufsatz, und Heine rührte der Schlag, als Madame Lotz ihm denselben bei einem Besuche vorlas; am anderen Morgen erhielt ich folgendes Billet.

Lieber ***!

Gestern war ich bei dem guten Herrn Lotz, und Madame Lotz, die liebe Dame, machte mir die Freude, und las mir Ihre Vertheidigung meiner Selbstrevange vor, wobei der gute Lotz es an den essigsauersten Bemerkungen nicht fehlen ließ, so daß ich ganz zerknirscht von so viel Liebe, Güte und Wohlwollen dasaß, um so mehr, als Ihre schöne Braut von Corinth *) eben anwesend war. Sie haben Ihre Sache recht schön gemacht, und ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, daß es lächerlich von mir wäre, im Ernste zu sagen, ich sei ein großer Dichter. Ich bin Ihnen sehr dankbar für so viele Freundschaft. Lassen Sie Sich doch einmal bei mir sehen.

Ihr

Heinrich Heine.

Nun gingen mir freilich die Augen auf; ärgerlich lief ich zu Lotz, wo ich furchtbar ausgelacht wurde, von da zu Campe, der mir ruhig sagte: Wie können Sie den eitelsten Menschen auf Gottes Erdboden nach sich beurtheilen? Endlich ging ich zu Heine, und sagte in meiner damaligen Sprechweise: Ich habe eine Eule gefangen, aber warum segeln Sie auch immer vor dem Winde, und setzen alle Linnen bei; Sie könnten immer Ihr Topsegel braſſen, und kämen auch noch mit einer halben Brise schneller vorwärts, als viele Andere. Heine, dem, was ich eigentlich sagen wollte, wohl nicht deutlicher war, als den meisten meiner Leser, merkte doch soviel, daß es eine Entschuldigung sein sollte, daß ich Alles ernstlich und wirklich gut gemeint habe. Er lachte jetzt selber, und so waren wir wieder die besten Freunde.

Den wahren Dichterberuf Platens, besonders im Lirischen, haben weder Heine, noch Immermann jemals verkannt, vielmehr war es Heine, der mich

*) Die Schauspielerin Fräulein Le Gaye, jetzige Madame Dahn in München — ich hatte ein Bild nach Goethes Gedicht „Die Braut von Corinth" gemalt, wobei mir der ausgezeichnet schöne Kopf der Le Gaye für die gespenstige Braut als Modell diente.

auf die vollendete Form der Platenschen Lieder aufmerksam machte, und als ich ihn in Wandsbeck, wo er sich einige Zeit aufhielt, besuchte, mußte ich ihm, dem Kranken, aus Platens Gedichten vorlesen, wo er besonders das „Lied in der Nacht" für vollendet erklärte. Immermann, der mir beständig vorwarf, ich suche Heine nachzuahmen (ich sage das ehrlich, weil ich weiß, daß dem nicht so ist!), sagte mir noch in Dresden: Sie hätten wohlgethan, anstatt Heine Platen sich zum Muster in der Form zu nehmen! Aber Immermann, obgleich er selber viel Aristokratisches an sich hatte, haßte in Platen den Aristokraten, den Grafen, und Heine haßte in ihm den Judenfeind, denn mag er (Heine) sich Protestant, Katholik oder Griechischumirter nennen, im Herzen ist und bleibt er Jude, nur den einigen, untheilbaren Gott verehrend, wie es das Gesetz Mosis gebietet.

Ich habe immer lachen müssen, wenn ich las, Heine besäße keine Religion. Ich habe wenig Menschen gefunden, die strenger, ja, eigensinnig-religiöser wären, als Heine; allein mit dem Kultus aller bestehenden Kirchen, mit der Geistlichkeit derselben war er immerfort im Streite, und wird es bleiben, so lange er lebt! Das Warum ist sehr leicht erklärlich, er will nur seiner Ueberzeugung, seiner **individuellen** Ueberzeugung Recht geben, und damit rennt er jeden Augenblik auf eine Sandbank, von der er nicht wieder loskommen kann, und aus Aerger darüber bewitzelt er nun das Heiligste, ihm selbst vielleicht Theuerste, indes doch mitten durch seinen ärgsten Spott seine ungeheuchelte Liebe und Verehrung für das höchste Wesen — das ihm durchaus kein Gott der abstrakten Vernunft ist — hervorleuchtet.

Immermann war weit weniger religiös, als Heine, obgleich er nie im Stande gewesen wäre, über irgend einen religiösen Lehrsatz, wie Heine, sich lustig zu machen; in der protestantischen Religion, im erzprotestantischen Magdeburg erzogen, konnte der unerquikliche, nüchterne Ritus seiner Kirche dem Herzen des fantasiebegabten Jünglings nicht genügen, aber zum Uebertritte in den Schooß der katholischen Kirche gab es für ihn, wie für so Viele, denen doch die protestantische Kirche nicht genügt, keine drängende Veranlassung, und so ließ ers in dieser Hinsicht gehen, wie es eben gehen wollte.

Heine hat in seinem „Salon" unser Zusammentreffen mit Paganini und Georg Harrys auf ergötzliche Weise beschrieben! Meine Bemerkung, dieser Georg Harrys sei gar nicht der wirkliche Harrys aus Hannover, sondern nur dessen Haut, in die der Teufel zu Ehren Paganinis gefahren, derweilen die Seele des Georg Harrys zu Hannover unter anderem alten Gerumpel in einem Kasten versperrt läge, kitzelte ihn ungemein, und er hat sie, wie der „Salon" beweiset, nicht vergessen.

Paganini gab denn auch die erste Veranlassung zu meiner Bekanntschaft mit Ludolf Wienbarg. Campe hatte Diesen veranlaßt, unter dem Namen „Ludolf Vinetta“ einen Lebensabriß Paganinis in Form einer Broschüre zu schreiben; eigentlich war es nichts als ein mit Geschik gemachter Auszug aus Schottkys dikem Buche über Paganini; als das Ding aber fertig war, fand sichs, daß eigentlich zu wenig von Musik die Rede darin sei, aber Freund Vinetta verstand von der Musik ungefähr so viel, als ein Reitstiefel, und so holte mich denn Campe in Begleitung Wienbargs aus dem Alsterpavillon am Jungfernsteige, wo ich eben mit Paganini und Heine punschte, heraus, und preßten den „alten Kapellmeister“ zum Mitarbeiter an der Broschüre; ich schrieb als Anhang dazu die „Fantasien aus B-moll“, und zeichnete und lithografirte Paganinis Porträt, welches Derselbe selbst für das einzige ähnliche, das von ihm existire, erklärte; es ist Profil, und erschien bald auf allen Dosen und Tassen kopirt; die Originalzeichnung schenkte ich an Friedrich Merkel, und eine Kopie von meiner Hand an Meyerbeers Bruder, als mich derselbe in Dresden besuchte.

Mit Heine traf ich sehr oft bei Lewald zusammen; wir fanden dort auch gewöhnlich den ehrlichen Maltiz, der der schönen Madame Lewald seine Gedichte vorlas, während Heine, Lewald und meine Wenigkeit Witze rissen, oft auf Unkosten des Vorlesers, der sich aber dadurch nicht stören ließ, sondern nur noch ärger schrie, als er dies für gewöhnlich beim Vorlesen that.

Es schien, als sollte dies Beisammenleben sobald noch nicht aufhören, als plötzlich die Pariser Juliwoche ganz Hamburg allarmirte. Bekanntlich gab es auch in Hamburg ein Stük Revoluzion; etwas Dümmeres, Ekelhafteres und zugleich Gräßlicheres, als diese sogenannte Hamburger große Woche, ist mir nicht vorgekommen.

Der Spektakel begann damit, daß einige christliche Ladenschwengel einige Judenjungen aus dem Alsterpavillon hinauswarfen, dann demolirte die Grundsuppe des Hamburger Berges eines der verrufensten dortigen Häuser, weil in demselben „ein Hamburger Stadtkind“ war durchgeprügelt worden, endlich wollte der Pöbel Sonntags nicht eher, bis bei eintretender Dunkelheit das Sperrgeld zahlen, und schmiß, um diese seine Willensmeinung dem Stadtrathe zu erkennen zu geben, die Fenster des Stadthauses ein. In der Stadt selbst ging der ganze Spektakel, einige blutige Köpfe abgerechnet, noch glüklich vorüber, da das Bürgerkorps sich brav benahm; auf dem Hamburger Berge aber, wohin ein wohlweiser Rath seine gedungenen Stadtknechte (lauter Ausländer, und aus diesem Grunde vom Volke eben so sehr gehaßt, als verachtet) gesandt hatte, fielen leider mehre Menschenopfer, und, wie das bei solchen Gelegenheiten meist zu

gehen pflegt, gerade ſolche, die ja keinen Antheil an der ganzen Lärmerei nahm. Ich befand mich gerade in van Aken's Menagerie auf dem Hamburger Berge, als der Hauptſkandal dort losbrach, und wäre bei einem Haare, als ich eben nichts ahnend aus der Thür treten wollte, von einem vorüber jagenden Dragoner erſchoſſen worden. — Ein Mann mit einen kleinen Knaben auf dem Arme wollte ſo eben durch das nahe Müllernthor gehen, auf dieſen völlig Unſchuldigen drükte die brutale Beſtie das Gewehr ab, und — traf das vierjährige Kind! Aber im nächſten Moment war auch vor der auf's Höchſte erbitterten Menge das Unhold zu Boden, und im eigentlichſten Wortverſtande, in Stüke zerriſſen.

Am nächſten Tage ließ ſich kein fremder Miethling mehr bliken, am dritten Tage war die Ruhe wieder hergeſtellt, und am vierten ging alles ſeinen alten Gang! Das war Hamburgs große Woche, und ihre Thorſperre haben die Hamburger noch bis auf den heutigen Tag.

Heine ging nach Paris, Lewald ebenfalls, Maltiz und ich nach Dresden, wo wir gute Freundſchaft hielten, bis Maltiz ſtarb. In Hamburg ſind unterdeſſen auch Immermann, Lebrün, Schmidt, Loß, Reinhold und von Andern, die mir gut waren und deren ich gut war, geſtorben, und der Himmel weiß, ob ich je wieder nach Hamburg komme, denn auch ich liebe den ſchönen Süden, ſeinen Himmel und ſeine Götter, und würde nur ungern von der herrlichen Kaiſerſtadt ſcheiden!

* * *

II.

Berlin.

Ich war dreimal in Berlin—1821, 1836 und 1841, und immer — wie verſchieden auch bei jedesmaligem Aufenthalt daſelbſt meine Stimmung war, habe ich die Stadt nur ungern wieder verlaſſen und möcht' ich irgend anderswo als in Wien auf die Dauer leben, ſo wär's in Berlin, obgleich, wer beide Städte kennt, mir zugeben wird, daß es kaum zwei verſchiedenere gibt. — Aber an Berlin wie an Wien knüpfen ſich für mich theure Erinnerungen an die ſchönſte Zeit meines Lebens, an die beſten, edelſten Menſchen, die ich kannte! hier wie dort fand ich nur Liebe, Nachſicht mit meinen Fehlern und freundſchaftliche, herzliche Anerkennung deſſen, was gut an mir war und iſt. Nirgends anders habe ich in kürzeſter Zeit mich ſo hineingelebt und heimiſch gefühlt als in Wien und Berlin. Ich weiß ganz gut wo-

her das kommt, ich habe es mit beiden Städten gemacht wie beide Städte mit mir, ich hielt mich an ihre Lichtseite und fand es natürlich, daß wo viel Licht ist, auch viel Schatten sein muß. — Das klingt stolz, ist aber doch wahr. Anderswo hab' ich's anders gehalten, wie man's anderswo — namentlich in Leipzig und Dresden anders mit mir hielt — warum weiß ich nicht zu sagen, denn ich war an beiden letztgenannten Orten weder besser noch schlimmer als in Berlin und Wien. — Es muß an der Luft liegen oder an etwas Anderm; doch das ist vorüber und ich gedenke nur der Lichtpunkte meines Lebens. Licht! Licht! das ist's! „Mehr Licht!" rief Goethe sterbend aus. „Mehr Lichter aufsetzen!" schrieb er mir das Jahr vorher, als ich ihm meine Zeichnungen zum Maler-Faust vorlegte. — „Die Hölle selbst hat ihre Rechte — am Lichte!" Und ich kann versichern: diese glückliche Gabe Alles von der Lichtseite aufzufassen, hat mir wenige Jahre später über einen Abschnitt meines Lebens glücklich hinweggeholfen, unter dessen Wucht manch' Anderer erlegen wäre.

Es war eine gar trübselige Zeit als ich mich entschloß zum Erstenmale nach Berlin zu reisen. Meine Mutter war gestorben und ich selber hatte alle Hoffnung verloren, jener Kunst ferner ausübend zu leben, die ich bis dahin als mein Eines und Alles betrieben hatte. Ich war, grad heraus gesagt, halb verrückt und meine Verwandten mochten guten Grund haben zu fürchten, ich möchte ganz überschnappen. Der verstorbene Hofschauspieler Krüger, der eben in Rostok bei meinem Vater gastirte, trug diesem und mir an, daß ich mit ihm nach Berlin reisen sollte, wo eben damals die allererste Aufführung des Freischütz vorbereitet wurde. Der Vater nahm den Vorschlag mit Freuden auf und ich hatte nichts dawider, so fuhr ich denn mit Krüger nach Berlin. — Unsere Reise von Rostok nach Berlin mit der Deligence dauerte volle vierthalb Tage und unsere Reise-Abentheuer waren mitunter lächerlich genug. So z. B. wurden wir in unserm ersten Nachtquartier zu Lützow mit einem Paar en Schwein besoffenen Viehhändlern aus Parchim in ein und dasselbe Zimmer einlogirt, wir lagen schon in den Betten als die Kerle die Treppe hinaufgepoltert und in das Zimmer gestolpert kamen. Hier geriethen beide über einen Handel dermassen in Händel, daß sie anfingen, einander auf gut mecklenburgische Weise durchzubläuen. Krüger und ich sprangen aus den Betten und wollten Frieden stiften, erhielten aber einige furchtbare Püffe! Krüger flüchtete sofort wieder in's Bett, ich jedoch voller Wuth über die erhaltenen Püffe goß sämmtliche im Zimmer befindlichen Wassergefäße den hitzigen Kämpfern über die Köpfe und warf ihnen dann was ich erwischen konnte, an die Köpfe, daß sie gar bald vom Kampfe abließen und einträchtig in das einzige noch vorhandene leere Bett krochen, wo sie bald friedlich schnarchten. Als Krüger und ich am andern Morgen zur Abfahrt

gewekt wurden, erfuhren wir, daß die Viehhändler ſchon früh um halb vier Uhr weiter gezogen; Einer aber hatte, ob aus Verſehen, oder abſichtlich? Krügers feine, ſchwarze Tuchhoſen angezogen und dafür ſeine ehemals braunen, nun aber in verſchiedenen Farben ſpielenden zurükgelaſſen. Krüger hätte um keinen Preis dieſe höchſt verdächtigen Viehhändler Inexpreſſibles angelegt! Unglüklicher Weiſe konnte er ſeinen Koffer nicht erſt wieder abpaken laſſen und ſo mußte er die Fahrt bis zum nächſten Nachtquartier in Unterhoſen machen! Nach unſerer Ankunft in Berlin habe ich ihn in dieſem Koſtüme ſofort in Hoffmanns Karrikaturenbuch bei Lutter und Wegener zeichnen müſſen, und ich fand das Blatt noch dort 1841.

Wir kamen Abends in Berlin an, ich wohnte in der Kronenſtraße, nahe am Gensdarmenmarkt in der goldenen Krone — und es läßt ſich denken: daß ich nicht verſäumte mich ſogleich nach meiner Ankunft durch den Hausknecht nach der Lutter- und Wegeneriſchen Weinhandlung führen zu laſſen. Es war erſt 9 Uhr und das Theater noch nicht beendet, mithin das Lokale noch ziemlich leer, ich fragte den Kellner Karl, wo Hoffmanns und Devrients Tiſch ſich befände und Karl zeigte mir im letzten Kabinett den letzten Tiſch am Fenſter rechts vom Eingange. Da ich Hoffmanns Art und Weiſe von Leipzig her kannte, ließ ich mir eine halbe Flaſche Wein geben und ſetzte mich ſittſam an den Tiſch gegenüber, anſcheinend eifrig in den Zeitungen leſend. Ich hatte dem Karl geſagt, weder Hoffmann noch Devrient zu ſagen, daß ich nach ihnen gefragt hätte. Das Wagengeraſſel, welches nach einiger Zeit erſcholl, kündigte mir an, daß das Theater zu Ende ſei. Ich durfte denn auch nicht lange warten und der Braune und der Graue, (Hoffmann und Devrient) traten ein und ſetzten ſich mir gegenüber an den Tiſch rechts. Hoffmann war ſehr gealtert! ſein ſonſt pechſchwarzes Haar war ſtark mit Grau gemiſcht, auch hatte er mehrere Vorderzähne verloren und die kleine Figur ging etwas gebükt; doch ſein Auge hatte nichts von ſeiner Schärfe und Kraft eingebüßt und ohne aufzubliken fühlte ich's*) daß er mich jetzt eben ſcharf fixire. Plötzlich hub er in ſeiner haſtigen, abgebrochenen Weiſe an zu reden: „Sie! — mein Verehrteſter! da am Tiſche vis a vis! — Alles! ja fürwahr! Alles müßte mich täuſchen, oder ich habe Ihre — ſehr angenehme! Visage, ſchon an einem andern Orte — irgendwo, zu erbliken, das beſondere Vergnügen gehabt! Könnten Sie mir vielleicht! ſagen, wann und wo ſolches — der Fall geweſen? —

*) Man lache nicht, aber es iſt wahr, wie jeder erfahren hat, der Hoffmann kannte, ſein ſtechender, funkelnder Blik beſaß etwas Magnetiſches, ſo daß dafür Empfängliche, wenn er ſie ſcharf fixirte, ſeinen Blik fühlten, wenn ſie ihn auch nicht ſahen.

„Wenn der Herr Kammergerichtsrath wirklich ſich meiner Züge noch erinnern, verſetzte ich, ſo gereicht mir ſolches zur großen Freude. Ich hatte die Ehre den Herrn Kammergerichtsrath als derſelbe noch in Leipzig in der Gerbergaſſe logirten, einigemale Kartoffeln in der Montur zu kochen.“ — I du Range! rief Hoffmann ſehr fröhlich, daß Dir der ſchwarzgefiederte Satan eine glühende Brille auf deinen Storchſchnabel ſetze! haſt du mich nicht erkannt oder hat er ſich mit Willen zuerſt von mir anreden laſſen? — he? Devrient, der wieder an den Augen litt, erkannte mich jetzt erſt an der Stimme und rief: Biſt du's mein Allräunchen, du Wundermännchen und Knopf von Fallſtaff's Mütze! Rüke heran, du ſüßer Junge! und koſte von meinem Brot oder ich beiße Dir den Daumen ab! — Wenn der Herr Kammerath es erlauben, bemerkte ich demüthig, denn ich hatte von früher her einen verdammten Reſpekt vor dem kleinen Braunen. — „Ja, ich erlaub' es Dir! ſprach Hoffmann mir zuwinkend und ich ſetzte mich an ihren Tiſch. Devrient zog mich bei den Ohren zu ſich, küßte mich, und ich mußte aus ſeinem Glaſe trinken. Hoffmann aber fragte mich, wie mir's ergangen ſeit wir uns nicht geſehen? Ich erzählte — es war eine traurige Geſchichte, die dem guten Devrient das Waſſer in die Augen trieb. Hoffmann aber brach plötzlich den Strom meiner Rede ab, indem er mich nach ſeiner bekannten ſkurillen Weiſe aufforderte, dem Meiſter Devrient ſein Leipziger Logis in der Gerbergaſſe zu beſchreiben.

Zwei andere Männer näherten ſich jetzt unſerem Tiſche, der Eine eine hohe herrliche Geſtalt, mit einem wahren Johanneskopf, der Andere eine kleine, unanſehnliche, faſt gebrechliche Figur, mit einem blaſſen, ſcharfmarkirtem Geſichte, die matten, träumeriſchen Augen mit einer funkelnden Brille bewaffnet, das lange Haupt auf dem langen, dünnen Halſe ſtark ſeitwärts geneigt und im Ganzen unſicher auftretend; der große, ſchöne Mann war der Tenoriſt Bader, der kleine, unanſehnliche war Karl Maria v. Weber, der unſterbliche Schöpfer des Freiſchütz, welchen ich an dieſem Abend zum erſtenmale in Berlin ſah. *) — Es war auch das Erſtemal, daß er und Hoffmann, (ſoviel ich weiß, auf Baders Veranlaſſung), in Berlin ſich trafen, allezeit geſchäftige Freunde nämlich hatten nicht unterlaſſen, ihm Hoffmann als einen unbedingten Anbeter Spontinis zu ſchildern, dem mindeſtens nicht ganz zu trauen ſei, wenn er auch nicht offen Parthei wider Weber nehmen würde — daß

*) 1819 hatte ich ihn ſchon flüchtig in Eutien, ſeiner Vaterſtadt, kennen gelernt. Es war das Letztemal, daß er ſie beſuchte und wir trafen bei dem berühmten Maler Tiſchbein zuſammen.

daran kein wahres Wort gewesen, stellte sich später heraus. Hoffmann sprach sein Entzücken und seine Bewunderung über den Freischütz laut und oft aus. Allerdings war er früher für den Schöpfer der Vestalin sehr eingenommen und bekanntlich verschmähte er es nicht, den Text zur Olimpia zu übertragen, später aber wurde er merklich kälter gegen Spontini, über dessen persönliche Eitelkeit er sich häufig lustig machte, und als ich einmal über Spontinis neueste Kompositionen sein Urtheil wissen wollte, nannte er den Komponisten kurzweg: einen Triolenhengst, (bekanntlich benutzte Spontini diese Notenfigur in seinen spätern Compositionen wirklich bis zum Ekel.)

Hoffmann schien im ersten Augenblik durch Webers Erscheinen nicht eben ganz angenehm überrascht, aber Weber benahm sich, ohne aufdringlich zu erscheinen, so herzlich, liebenswürdig und fein, daß Hoffmanns Befangenheit bald verschwand und er in vollen Eifer gerieth, als er von der bevorstehenden Aufführung des Freischütz sprach, — bei dieser Gelegenheit erzählte Weber eine ergötzliche Anekdote, wie man nämlich bei der gestrigen Probe des Freischütz für das Echo, welches die Stimme des Kaspars, der die fallenden Kugeln zählt, (in der Wolfsschlucht), einen Choristen mit einer Tenorstimme, hinter die Koulissen postirt, wie dann dieses Echo immer um eine volle Oktave höher Eins, Zwei, Drei u. s. w. gerufen habe, als der zählende Kaspar. Es wurde natürlich auf Kosten des anordnenden Regisseurs tüchtig gelacht und hier war es, daß Devrient sich erbot, die Stimme des Echo zu übernehmen, die er denn bei der Aufführung auf so geniale Weise ausführte, daß der Dichter des Textbuches, dem Weber davon erzählte, nach Devrients Auffassung in den späteren Ausgaben seinen Text abänderte. — Baber und Weber blieben an jenem Abend nur kurze Zeit in der Weinstube, es war gewissermassen nur eine Visite gewesen, die Weber seinem alten Freunde Hoffmann gemacht hatte, da Hoffmann, außer in seinen Arbeitsstunden, wo er durchaus keinen Besuch annahm, in seiner Wohnung fast nicht mehr anzutreffen war, er hatte sich ganz und gar dem Weinhausleben ergeben und verkehrte mit seinen Freunden in dieser Zeit fast gar nicht; erst als — wenige Monden nachher die Krankheit, die ihm den Tod brachte, ihn an das Haus fesselte, fanden sich Hitzig, Hippel und Andere wieder zu ihm und hielten treu bei ihm aus bis ans Ende, wogegen von seinen Wirthshausfreunden, Devrient ausgenommen, auch nicht Einer den Kranken besuchte.*) Als Baber und Weber sich

*) In einer Skizze in der Wienerzeitschrift beschreibt Rupertus eine Sitzung bei Lutter und Wegener und läßt Hoffmann, Devrient, den Freiherrn v. Maltiz, Gaudy und de la Motte Fouque eine geniale Konversation mit einander halten, aber weder

entfernt hatten, nahmen zwei andere Herren ihre Plätze ein, der kleine Albrecht, dessen Holtey in seinen „vierzig Jahren“ gedenkt, und der Oberst von Witzleben, später unter dem Schriftstellernamen A. v. Tromlitz genannt; dazu kam noch der Chef der Handlung Herr Lutter, und aus diesen genannten Personen bestand jenes originelle Quartblatt, dessenwier Berliner-Nächte im In- und Auslande von sich sprechen machten, denn wohl kein Fremder von nur einiger Bildung, der nach Berlin kam, unterließ es einen oder zwei Abende bei Lutter und Wegener zu verbringen, um der geistvollen Witz- und Humorsprühenden Unterhaltung der kleinen Tafelrunde zu lauschen.

Zu lauschen sage ich, denn ich hätte es Niemanden rathen mögen, sich dummdreist oder unbefugter Weise in die Unterhaltung zu mischen, das Wenigste war dann, daß Hoffmann und Devrient kein Wort mehr sprachen, bis der Eindringling des Wartens und des sehr wohlverständlichen Schweigens müde, abtrollte; machte er aber dazu nicht bald Anstalt, so konnte es kommen, daß er von Hoffmann folgender Gestalt angeredet wurde: Sie Vester, am Ek dort, ganz ungemein würden Sie uns verbinden, gefälligst ein wenig das Maul zu halten, wenn vernünftige Leute mit einander reden! — Oft kams noch derber und Einige, die grob deßhalb werden wollten, wurden freundlichst veranlaßt das Zimmer zu verlassen.

Hoffmann und Devrient waren die eigentlichen Sprecher, Albrecht fuhr zu Zeiten mit einer lustigen Geschichte dazwischen, und Witzleben erzählte dann und wann Anekdoten aus dem Befreiungskriege, besonders aus Meklenburg, wo er eine Abtheilung Freiwilliger kommandirt hatte. Herr Lutter aber war das eigentliche anregende Prinzip. Hoffmann selbst verließ die Weinstube nie vor Anbruch des Tages — er war stets der Letzte, der ging, und wenn die Andern fort waren, rekapitulirte er sich im Stillen bei einem Glase dunkelrothen Portweins, alles, was er und Andere die Nacht gesprochen, notirte sich's auch wohl dann und wann und entwarf die köstlichen Karrikaturen, womit er am nächsten Abend seine Freunde überraschte. Doch hier helfen alle Beschreibungen nichts und ich werde es unternehmen, meinen Lesern einmal in dialogisirter Form eine jener merkwürdigen Nächte, vom Anfang bis zum Ende, wie sie mir treu im Gedächtniß blieb, wiederzugeben.

Gaudy noch Maltiz waren jemals in dieser Art mit Hoffmann zusammen. Beide waren damals (1821) noch ganz unbedeutende junge Leute und de la Motte Foque aber, — (obgleich in späteren Jahren selber kein Verächter des Weines,) war unserm Hoffmann nach näherer persönlicher Bekanntschaft nicht eben sehr grün, wie denn das gar nicht anders kommen konnte, da Hoffmann fortwährend den sinnigen, frommen Ritter persiflirte. La Motte Fouque lebte damals in durchaus andern Kreisen als Hoffmann, in jenen, die Hoffmann floh.

Hoffmann befand sich zu jener Zeit, was seine äußern Verhältnisse betraf, auf dem Höhepunkte seines Glükes! Die Verleger — namentlich die Verleger der damals in vollster Blüthe stehenden Taschenbücher — überboten sich in Honorarzahlungen, um eine Novelle von dem berühmten Verfasser des „Fräuleins von Scuderi" zu erhalten, und der bekannte Stephan Schütze aus Weimar war eigends nach Berlin gekommen, um Hoffmann an eine längst zugesagte und — honorirte Novelle zu erinnern. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich nun etwas höchst Komisches. Hoffmann und St. Schütze nämlich glichen einander in der Gesichtsbildung auffallend, nur daß Hoffmann's Gesicht etwas breiter, gebräunter und kräftiger sich ausnahm, auch trug Hoffmann einen sogenannten Tugendbrüderbart, welchen er sehr sorgfältig pflegte — wogegen Schütze immer glatt rasirt ging und die Farbe eines Stubengelehrten hatte.

Schön — das weiß Gott! war keiner von Beiden, aber Hoffmann's kleine bewegliche Gestalt zeigte das vollkommenste Ebenmaß, während St. Schütze — und das war der Unterschied — auf langen Spinnenbeinchen einen kurzen starkverwachsenen Körper trug, so daß er sich — wie Hoffmann meinte — ausnahm: wie ein gespaltener Rettig, oder: wie ein auf einer Gabel gespißter gebratener Apfel. — Der zweite Unterschied zwischen Hoffmann und St. Schütze war der: Hoffmann wußte es, daß er nicht hübsch war, spottete oft selber darüber und zeichnete Karrikaturen auf sich, indeß St. Schütze — wie fast alle Verwachsenen — sich für sehr schön hielt. Da geschah es denn nun, daß St. Schütze kurz nach seinem ersten Besuche bei Hoffmann zu dem Hofschauspieler Wolff kam, wo ich mich eben befand, und diesen alten weimarischen Bekannten seine Unterredung mit Hoffmann erzählte; am Schlusse der Erzählung äußerte er ganz naiv: „Man hatte mir den Hoffmann wie ein wahres Allräunchen, dergleichen in seinen Erzählungen vorkommen, geschildert — ich fand ihn aber doch nicht gar so mißgestaltet!" und dabei sah der gute St. Schütze uns alle der Reihe nach mit funkelnden Bliken an und kniff den Mund zusammen, daß Nase und Kinn einander fast berührten, gerade wie Hoffmann es zu thun pflegte, wenn er irgend eine Behauptung aufstellte, auf die er sich was zu Gute that.

Diese Worte aus des kleinen bucklichten Schütze's Munde — es überstieg unsere Kräfte — Wolff hustete, Madame Wolff biß sich fast die Zunge ab und Mariane Wolff und ich stießen einander in die Rippen, um nur nicht loszubrechen. Es half aber nichts und wir mußten machen, daß wir aus dem Zimmer kamen, um uns draußen nach Herzenslust auszulachen. Daß ich Abends die Geschichte bei Lutter und Wegener zum Besten gab, läßt sich denken, so wie daß es für Hoff-

mann einen köstlichen Vorwurf zu einer Karrikatur gab, die sich denn auch noch bei Lutter und Wegener findet. Mit seinen besten und wahrsten Berliner Freunden (L. Devrient ausgenommen) traf Hoffmann damals nur gelegentlich zusammen — es war dies nicht durchaus seine Schuld! — jene Freunde erkannten wie Hoffmann sehr gut das Nichtige, Leere, des damals so beliebten anstachlischen Thees — in die man den Hoffmann mit aller Gewalt hatte hinein ziehen wollen — allein die Freunde nahmen Rükſichten, von denen der energische Hoffmann nichts wissen wollte, und da sie ihm nicht ihre Ansicht von der Sache beibringen konnten, fanden sie's bequemer ihn ganz sich selber zu überlassen. Was ein wahrer energischer Freund über Hoffmann vermochte, bewies Hippel — leider kam er zu spät nach Berlin — und Hitzig — der wohl zum Theil Hippel hätte ersetzen können — stand doch im Grunde nicht in so naher Beziehung zu Hoffmann, als dies nothwendig gewesen wäre, um mit voller Kraft auf ihn einzuwirken, so lange körperliche Leiden ihn noch nicht zahm gemacht hatten. Es muß dies endlich einmal zu Hoffmann's Rechtfertigung gesagt werden, denn weder Hitzig noch Z. Funk (Friedrich Kunz) haben in dieser Hinsicht den Geschiedenen Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern alle Schuld auf seine Extravaganz und seinen Trotz geschoben; daß Hoffmann aber oft wahrhaft kindlich weich und hingebend sein konnte, erfuhr ich als ganz junger Mensch bei mehr als einer Gelegenheit.

Das Berliner Schauspiel, so wie die Oper, nahmen damals einen Rang ein, wovon sich keine Spur mehr findet. Die Stich im vollen Jugendreiz, die Wolff, Rebenstein, L. Devrient, Beschert, Unzelmann, Gern, Rüthling, die Schröck ꝛc. für das Drama; die Milder-Hauptmann, Schulz, Seidler, Eureck, Bader, Stürmer, Blume, Jraur ꝛc. für die Oper, und nun eine Kapelle, welche damals als die erste in Deutschland — für Opernmusik — genannt werden mußte, und eine Pracht in der Ausstattung (Kostüme, Dekorationen und Ballets), wovon man in diesem Grade wenigstens jetzt in Wien keinen Begriff hat. — Bei der Hauptprobe des „Freischütz" stand ich neben Weber im Orchester, und entsinne mich noch recht wohl wie er bei dem Erscheinen der wilden Jagd in der Wolfsschlucht vor Erstaunen den Taktstok ruhen ließ. Ich habe auch später, selbst in Dresden nicht, nichts ähnliches in der Art wieder gesehen, und doch war das noch nichts gegen die Ausstattung der Spontini'schen Opern, wo die Pracht wirklich ermüdete, ehe noch das Stük halb zu Ende war.

Um die Bildung des Orchesters und des Theaterchors hatte sich Spontini das höchste Verdienst erworben, auch hat er stets für die Leute, die ihm untergeben wa-

ren, ſich verwendet, daß ſie in pekuniärer Hinſicht gut geſtellt waren; allein er wollte nur ſeine und immer nur ſeine Opern gegeben haben, und ſeine Opern waren es, in denen die Soloſänger und Sängerinnen ihre Stimmen vor der Zeit zu Grunde richteten. Spontini lebt noch, er iſt jetzt ein alter Mann und ſeine Allmacht in Berlin nahm ein trauriges Ende, es wäre daher eben ſo unedel als überflüſſig, jetzt noch als Ankläger wider ihn aufzutreten, allein, daß unſer armer deutſcher Weber unendlich durch ihn litt — das iſt Thatſache und leider nur zu bekannt. — Spontini's Opern haben ein großes Publikum gefunden, in's Volk iſt keine derſelben gedrungen und wird es auch nie; verſchwinden ſeine Opern einmal vom Repertoire, ſo werden ſie auch vergeſſen ſein, indeß „Don Juan," die „Zauberflöte" und der „Freiſchütz" nie vergeſſen werden können.

Von Devrient, Wolff, Rebenſtein und Krüger gekannt, hatte ich natürlich freien Eintritt in's Parterre beider königlichen Bühnen, ohne daß ich mich darum hätte bewerben dürfen, was ich auch ſpäter als Literat nie gethan habe. Ich machte von dieſer Erlaubniß guten Gebrauch und beſuchte Abend für Abend abwechſelnd die Oper oder das Schauſpiel wo eben Gutes gegeben wurde. Unvergeßlich werden mir die Vorſtellungen „Iphigenia" von Gluck (mit der Milder-Hauptmann), „Romeo und Julie" (wo Devrient als Merkuzio aber alles neben ſich todt machte), „Kaufmann von Venedig" und der „Freiſchütz" bleiben. Wer über die damalige Aufführung des „Don Juan" wüthender war, Hoffmann oder ich, das weiß ich nicht, wohl aber, daß wir Beide es verſchworen, wieder eine Aufführung dieſer Oper unter Spontini's Direktion mit anzuſehen und zu hören. Sie wurde mit den beſten damaligen Sängern wie jetzt leider noch in Wien, nach der alten Verſtümmlung ohne wahres Verſtändniß und — mit eingeſchobenen Ballets gegeben; kurz es war für Einen, der das Werk in ſeiner urſprünglichen Geſtalt kennt, nicht zum Aushalten, auch der ſonſt tüchtige Blume machte aus dem „Don Juan" einen ganz gewöhnlichen Bonvivant und Hoffmann ſagte: „Er kommt mir als Don Juan vor, wie ein Leipziger Handlungsreiſender, der in der Haſenhaide ſich bei Weißbier amüſirt."

Dagegen ergötzte mich höchlich die Darſtellung des famöſen Luſtſpiels von dem berüchtigten Julius v. Voß: „Künſtlers Erdenwallen." Was Devrient aus der Rolle des Magiſters Lämmermayer machte, das läßt ſich gar nicht ſchildern! man mußte ihn ſehen, hören — ich habe gelacht, daß mir faſt der Athem verging und ſchauderte mir wieder die Haut vor dieſer Geſunkenheit einer begabten Menſchennatur. Als ich entzückt zu Hoffmann davon ſprach, erwiderte dieſer: Devrient kopirt hier die Natur. — Devrient beſtätigte dieſes und erbot ſich mich zu dem Originale, das er kopirt habe, zu führen.

An einem der nächsten Tage, nachdem die Probe beendet war, bestieg Meister Devrient mit mir eine Droschke — eine Berliner Droschke 1821, das heißt mit Beethoven zu reden „des Teufels schlechtestes Fuhrwerk." Mit der Schnelligkeit eines Hamburger Leichenwagens, der eine Seretorsleiche zur Gruft führt, fuhren wir vom Gensdarmenplatz bis in die Kasernenstraße, was wir Jeder, der jemals in Berlin war, weiß, ein tüchtiges Stük Wegs ausmacht, in der Kasernenstraße jener berüchtigten Tabazin gegenüber, wo damals die „schöne Lotte" florirte, welche später durch die Berliner Nazional-Hymne:

„Lott' is todt! Lott' is todt!
Jule liegt im Sterben!"

verewigt wurde, stand ein schmales, himmelhohes unsauberes Haus, mit unsauberen knarrenden Stiegen, deren fünf wir erklimmten und endlich schnaufend vor einer niedrigen Thür standen, an die ein vergilbtes Papier angeklebt war, worauf zu lesen: „Julius v. Voß, Dichter." — Da weder eine Klingelschnur noch ein Klopfer an der Thür zu entdeken war, hieß Devrient mich, nachdem er vergeblich mittelst des Drükers zu öffnen gesucht, von meinen Fäusten Gebrauch machen und an die Thür donnern; nach einer guten Weile erscholl drinnen eine heisere Stimme: „Wer ist da?" — „Ik!" versetzte Devrient, „man uffiemacht." Wieder eine Pause — dann ward die Thür geöffnet, und an uns vorbei schoß eine vierschrötige Zimmermagd mit erhitztem Gesichte und sehr drapirter Toilette, vor uns aber stand in einem fettglänzenden Schlafroke, eine Feldmütze schief auf einem Ohr gerükt, eine lange schlotterige Gestalt mit einem Gesichte, in welchem Hunger und Kummer, Völlerei und Lustigkeit, Geist und Gemeinheit in wunderlicher Mischung aber in deutlichen Zügen unvertilgbar eingegraben erschienen. — „Ah! Devrient!" rief der Mann, „was verschafft mir die Ehre und das Vergnügen Eures Besuches; tretet herein, aber nehmts nicht übel, daß es bei mir etwas lyrisch aussieht, es ist noch nicht aufgeräumt," damit nöthigte er uns in sein Zimmer. — Barmherziger Himmel! wie ward mir als ich dieses Zimmer betrat; ein mefitischer Dunst qualmte uns entgegen, eine Staubwolke flog vor uns auf bei jedem Schritt den wir thaten, Wände und Deke von unerkennbarer Grundfarbe! ein schmuziges niedergedrüktes Bett, zwei Stühle, ein Stiefelknecht, und ein Tisch — darin bestand das Amöblement; auf dem Tische einige Bücher, ein Tabakskasten nebst Pfeife, Schreibzeug, Papier, Butter, Käse, Brot und eine Rhumflasche, nebst Bierglas; die Fenster blind, und wo eine Scheibe defekt war, ein Papier darüber geklebt! An der Thür hingen ein Oberrok, ein paar Beinkleider und daneben standen ein paar blankgewichste Stiefel, die entsezlich nach Terpentinöl ro-

chen, und dadurch kund gaben, daß Voß sein eigener Schuh- und Stiefelwichs-Fabrikant sei.

„Nun? womit kann ich dienen?“ fragte Voß, indem er uns andeutete auf den beiden Stühlen Platz zu nehmen, indem er selber sich auf das Bett setzte.

„Der junge Mensch da,“ entgegnete Devrient, auf mich deutend, „wünschte den Verfasser von „Künstlers Erdenwallen“ kennen zu lernen, das Stük hat ihm sehr gefallen.“

„Obligirt!“ rief Voß, indem er das Bierglas mit Rhum füllte, es auf einen Zug halb leerte und dann Devrient darbot, der ein wenig davon trank, worauf er es mir reichte; ich, um die mich anwandelnde Uebelkeit herunter zu bringen, leerte das Glas vollends. — Voß laut lachend, bemerkte: „Der zieht ganz hübsch für sein Alter!“ —

„Er war zur See,“ entgegnete Devrient, „und übrigens stinkt es mit Eurer gütigen Erlaubniß ganz verflucht bei Euch.“

„Wie gesagt! es ist noch nicht aufgeräumt!“ sprach Voß gleichmüthig und wandte sich dann zu mir: „Also mein Stük hat Ihnen gefallen? freut mich! ist aber auch ein gutes Stük und treu nach der Natur kopirt, wie Sie schon finden werden, wenn Sie erst länger mit der Literatur sich beschäftigen und mit den Verlegern verkehren.“

„Ich werde nie etwas schreiben und druken lassen,“ antwortete ich lachend. Darauf Voß sehr ernst und bestimmt: „Sie werden ein Literat! denken Sie an mich! Hätt' es mir früher auch nicht träumen lassen, daß ich einer werden müßte! — hilft aber nichts dawider! ist alles vorher bestimmt! Schikſal! — hol's der Teufel! aber man muß sich fügen und am Ende ist's auch nicht so schlimm damit — muß es nur klug anfangen, besonders den Hunden, den Verlegern gegenüber! Bestien, alle miteinander! Wenn sie merken, daß Einer in Noth ist, treten und pressen sie ihn bis sie ihn ausgepreßt haben! War früher dumm, bin klug geworden! hilft mir aber nichts mehr — muß den Kerln von vorn herein imponiren: „zahlt ordentlich, oder geht zum Teufel, alle miteinander!“ Merken Sie sich das, junger Freund.“

„Ist es denn wahr, Voß,“ nahm Devrient das Wort, „ist es denn wahr, daß die Gardeoffiziers Euch geprügelt haben, Eurer Marketenderin halber?“

„Haben? — denn Teufel ist's! Sie wollten mich prügeln, das ist wahr! ich gab ihnen aber zu verstehen, daß ich das von meinen ehemaligen Kameraden nicht so hinnehmen würde. — Prügelt mich ein Künstler, ein Schauspieler, wegen einer Rezension — à la bonheur! da prügl ich ihn wieder und damit ist's ausgeglichen,

aber prügelte mich ein Militär, so müßt ich ihn niederschießen oder den Degen durch den Leib rennen, das ist außer Spaß.

„Ihr könntet aber auch etwas Besseres schreiben, als solche Schweinereien!“ meinte Devrient.

„Freilich könnt' ich's,“ grinsete Voß, „aber was hätt' ich davon? verhungern könnt' ich dabei total und kein Hahn würde darnach krähen — und für wem sollt ich Besseres schreiben? Auf die Nachwelt wird von mir nichts kommen und für die Mitwelt ist das was ich geschrieben habe, mehr als zu gut, und ich versichere Euch, unter hundert meiner Leser wünschen sich 99 insgeheim und offen noch mehr und ärgere Equirosuen als ich ihnen auftische, und wenigstens bekomme ich für solche Sachen noch ein leibliches Honorar, das ist der Hauptpunkt.“

„Ich meine,“ bemerkte ich, „der Dichter wie der Künstler sollte stets streben, sein Volk zu veredlen.“

„Wo gibt es denn in Deutschland ein Volk?“ fragte Voß mit sardonischen Lächeln, „so viel verschiedene Städte, so viel verschiedene Publikümer, und all diese verschiedenen Publikümer zusammen bilden einen großen Plebs, wo von Poesie und wahrer Kunst die Rede ist! Freilich den Goethe und den Schiller führt der Herr Johannes Hegel beständig im Munde, aber wie hat er den Schiller belohnt, wie würde es um den Goethe stehen, wenn er nicht zufällig Minister geworden wäre? — Andern berühmten deutschen Dichtern ist's noch schlimmer gegangen, der Mehrzahl unter den Hunden schlecht! Bürger starb als Bettler, Hölderlin wurde verrükt. Nun laßt aber 'mal eine Sängerin kommen, die auf drei bis vier Rollen Gastreiset, eine Tänzerin, die während sie auf einer Fußspitze steht, das andere Bein so hoch hebt, daß ein Gardelieutenant darunter wegmarschiren kann — laßt einen Klavierpauker kommen, oder den nordischen Herkules, oder gar den Hund des Aubry, und ich will selber ein Hund sein, wenn der Plebs sich nicht en masse herzudrängt, doppelte, dreifache Preise zahlt, während die Dichter — der ächte, darben muß — dafür dank ich! Hätt' ich Perlen, ich würfe sie nicht vor die Säue, Treber thut bekannt gut, mögen sie ihn denn fressen.“

„Habt Ihr's denn auch mit Besserem versucht,“ fragte Devrient.

„Nein!“ versetzte Voß, „so dumm war ich nicht! Als ich mich entschloß, zu schriftstellern, geschah es aus dem Grunde, um zu leben, und an Andern hatt' ich's erfahren, was bei den Versuchen herauskommt. Wer ums Geld schreiben muß, thut am besten, gleich den tiefsten Grund von der Leutseligkeit anzustimmen, da kann er darauf rechnen, doch wenigstens „Schwarzbrot und Wurst“ und Etwas für den Durst

zu haben.“ Damit griff der Dichter zur Rhumflasche und that einen derben Zug daraus. „Das Leben,“ fuhr er fort, „das Leben ist ein Schluk! — Dem Einen wird reiner Wein vom Schiksal eingeschenkt, das sind die in Allem von den guten Göttern bevorzugten Geschöpfe; die Andern müssen Bier saufen, das sind die ehrlichen Filisterseelen, die gedeihen auch ganz gut dabei, die Gottergebenen christlichen Gemüther, mit der Hoffnung auf ein himmlisches Freudenreich, sind auf strenge Diät gesetzt und bekommen liebes unschuldiges Wasser zu trinken; wer aber selbst seinen Mann fürstellen muß, sich durchschlagen kann durch Elend, Noth, Nichtswürdigkeit, Dummheit — wer ferner verdammt ist mit Verlegern zu verkehren — der ist an die verschiedenen Sorten durch Feuer veredelten Wässer, vulgo Schnäpse! gewiesen, der edelste Schnaps aber ist der Rhum! — Er lebe!“ damit leerte Voß den Rest der Flasche, schaute uns mit gläsernen Bliken an und fragte lachend: „Wie gefällt Euch diese Theilung der Erde?“

Wir fanden, daß es Zeit sei aufzubrechen, wir gingen. Devrient reichte dem armen Voß die Hand, und ich bemerkte, daß er ihm ein Papier hineindrükte — es mochte wohl ein 5 oder 10 Thalerschein gewesen sein.

Wieder in unserer Droschke sitzend, fragte Devrient mich: Nun?

„Du hast als Lämmermeier sein äußeres Wesen getreu kopirt,“ versetzte ich — „aber idealisirt im höchsten Grade — er ist stokgemein.“

„Unglüklich ist er,“ sprach Devrient mit Nachdruk, „wohl dir, daß du's mit aller Mühe nie bis zur Gemeinheit wirst bringen können.“

So langten wir wieder bei Lutter und Wegener an, wo wir unsern Hoffmann schon trafen.

Stille Hingebung.

Sie sprach, sie kommt in den Garten,
Im Garten war's kalt
Doch durft' ich nicht lange warten,
Die Holde kam bald.

Wir setzten uns traulich nieder
In wonniger Ruh'!
Ich sang ihr die wärmsten Lieder,
Sie hörte mir zu.

Ich sang von beglükter Liebe,
Von Liebender Glük,
Wie mich selbst ins Feuer triebe,
Ihr feuriger Blik.

Ich bat sie, mich zu erhören
Mein Drängen nun stieg,
Die Bitt' mir zu gewähren,
Sie aber — sie schwieg.

O Mädchen, o hab' Erbarmen,
Mit Glut ich dann rief,
Und wollte sie heiß umarmen,
Sie aber — sie schlief.

Karl Hugo.

Ungerechte Klage.

Verklag' mich, Mädchen, immer nur,
In mir verklagst du die Natur,
Die stets im Wechsel alles schafft,
Im Wechsel liegt des Lebens Kraft.

Beklage dich, doch zage nicht,
Nacht wechselt mit dem Tageslicht;
Hab' ich versucht ein and'res Glük,
Dann kehr' ich wechselnd dir zurük.

Und bleibst du stets, mich liebend, treu,
Dann steht zum Lohn dir alles frei:
Dann küß' mich oder schilt mich aus,
Und wirf mich gar zur Thür hinaus.

Wir Männer sind nun einmal so,
Nur Wechsel macht uns immer froh;
Verklag' mich, Mädchen, immer nur,
In mir verklagst du die Natur.

Karl Hugo.

Die schweizerischen Volkssagen.

Von A. v. Sprecher-Bernegg.

1. Graubündten.

Die Sage — dieses geistige Erbstük, das eine Volksgenerazion der andern vermacht — fand von jeher ihre treuesten Bewohner in den Gebirgsvölkern. Mit der Natur inniger verbunden durch größere Gefahren, gewöhnt sich der Gebirgsmensch an eine Art von scheuem Naturkultus; er sieht die Schreken derselben fast täglich von neuem, fühlt seine Kleinheit, seine Abhängigkeit von ihr, wenn die Windsbraut losgelassen ist, und Thal und Berg in eine undurchdringliche Schneewolke hüllt, wenn die Bergströme herunterrasen, Wiesen und Saaten verheeren, wenn Lawinen und Bergstürze ganze Dörfer mit Menschen und Heerden auf immer begraben. Der tägliche Umgang mit der Gefahr erzeugt eine gewisse Sicherheit, Unerschrokenheit, aber er lehrt auch zu den drohenden Elementen, die der poetische Geist des Volkes gern personifizirt, beten. Wie der Jeside zu Scheitan betet: „Verschone mich," so flehen die Gebirgsbewohner zum reißenden Waldbach, zum Schneesturme, zum Berge: „Verschone mich." Und weil sich der Naturmensch geneigt fühlt, in jedem Verhältnisse des Schutzes auch die Veranlassung zu einem Vertrage zu erbliken, setzt er so betend hinzu, „und ich will dann deine Gebote halten, Herr der Elemente!" Daher hat die uralte Ansicht von Strafverhängnissen, die ganze Völker, wie Einzelne heimsuchen, für begangene Frevel, aus den Gebirgsvölkern noch nicht ausgerottet werden können, während die Menschen der Ebene, eifrig bemüht, schnell die kurze Lebensspanne zu nutzen, in Werken der Industrie und des Handels, und Genuß die Allgegenwart des Todes vergessen. Freilich ist

dies nicht der einzige und Hauptkarakter der Sage. Wie das Volk aus seinen Urzeiten und vielfachen Bildungsepochen manchen Rest alter Eigenthümlichkeit des inneren und äußeren Wesens, in Sprache, Kleidung, Gestalt, Fisiognomie und Karakter, Gebräuchen und Sitten mit hinübernimmt in jede neue Periode, gleich dem einzelnen Menschen, dessen eigenster Karakter stets bleibt, so trägt es auch dann zuweilen die Reste der ältesten Anschauungen und Sagen aus den Zeiten der Kindheit mit hinüber in das Jünglings-, in das Mannes- und Greisenakter. Es ist aber die Eigenthümlichkeit der Völker, daß sie im Laufe der Zeiten manche, den Bildungsgrad in den verschiedenen Epochen karakterisirende Sagen schnell ausscheiden und vergessen, und statt deren uralte, in das innerste Lebenselement eingebürgerte beibehalten, welche scheinbar im schroffsten Kontraste stehen mit den neueren Ansichten, Ideen, Erziehungsresultaten. Wem solche Erscheinungen als Anachronismen vorkommen, der vergißt, daß, wie ich oben angedeutet, das Leben, die Erziehung und Bildung der Völker im Großen dem Lebensgange, innerem und äußerem einzelner Menschen in den meisten Stüken sehr gleicht. Die starken, lebendigen Eindrüke aus der Kinder- und Jugendzeit lassen sich unendlich schwer verwischen, und es bleibt am Einzelnen, wie an der Gesammtheit immer diese oder jene Erinnerung, welche oft von moralischem und poetischem Gewichte ist, haften.

Die Sagenpoesie der jetzigen Graubündner bietet vielfache Belege zu den hier oben ausgesprochenen Behauptungen. Dieses Volk dreifacher Abstammung — rhätischer, italienischer und deutscher — bewohnt bekanntlich ein überaus hochgelegenes Gebirgsland, das in seinen 140 Quadratmeilen an Umfang kaum 10 Stunden flaches Land aufzuweisen hat; dafür aber Landschaften, die an Majestät, Großartigkeit, Wildheit und Lieblichkeit den bekanntesten der Welt gleichzustellen sind. In frühester Zeit wahrscheinlich von Italien aus bevölkert, hat es im Kleinen beinahe alle Schiksale durchzumachen gehabt, wie die Schweiz sie durchkämpfte, es errang sich auf ruhige gesetzliche Art seine Freiheit, und wies mit eben so viel Muth und Tapferkeit als die Schweizer jeden Versuch, ihm seine Unabhängigkeit zu rauben, zurük. Bis 1798 bildete Hohen-Rhätien in seinen 3 Bünden eine eigene Republik wie Bern ꝛc., und stand in freundlichem Verhältnisse, aber nicht im eidgenössischem Verbande mit der Schweiz. Wenn ich daher von rhätischer Sagenpoesie spreche, so bezieht sich dies auf die Volkseigenthümlichkeit, auf den Ursprung dieser Sagen, die schon da waren, noch ehe es einen schweizerischen Kanton Graubünden gab.

Zu den uralten Sagen, von denen man nicht weiß, ob sie vorrömisch d. h. altrhätisch oder römisch zu nennen, gehören unstreitig die von den Dialas. Unter den Dialas versteht aber der Hirte — und es ist wohl zu merken, daß dieser Name nur

bei den Engadiaren und Münſterthalern, wo das reinſte Romaniſche, Ladin genannt, geſprochen wird, vorkommt — überirdiſche, weibliche Weſen, die er ſich bald als Nimfen, bald als alte, böſe Göttinnen denkt. Hie und da ſollen ſie noch auf unerreichbaren Felſenkuppen, in tiefen ſtillen Bergſeen dem Hirten oder Jäger ſich zeigen, und in Letzteren beſonders vor heftigen Stürmen. Sie erſcheinen nakt und dies iſt karakteriſtiſch. Da nämlich das dortige Landvolk ſtreng auf Sittlichkeit und Anſtand hält, ſo können dieſe ſchönen Nimfen nur dem Heidenthume angehören, das wenig auf Zucht und Sitte hielt. Wenn ſie Chriſtinnen wären, meinte eine von mir darüber befragte Perſon, ſo würden ſie wiſſen, daß Gott Adam und Eva ſelbſt Kleider machen lehrte. Aber nicht nur als Nimfen und Feen, ſondern auch als männliche bald überaus kleine, bald ſehr ſtarke große Weſen erſcheinen die Dialas, und erweiſen ſich den Menſchen hülfreich. Hier tritt dann ſchon ein neues, nordiſches, deutſches Element in der Sage auf. Denn dieſe zwerghaften, freundlichen Geſchöpfe, die im Münſterthale in prachtvollen ſcharlachrothen Kleidchen mit goldenen Spitzen aus den alten, verſunkenen Schachten des gold- und ſilberreichen Ofenberges heraufſteigen, und nach welchen die Höhlen in der Nähe der Cierfer Alp „las foras dellas Dialas“ heißen, ſind doch nahe verwandt mit den Kobolden des Nordens, und mit den Bergmännchen in Bern, mit den Petermännlein der Niederlande und mit den Waldfänken, Geißlern ꝛc. des Prätigau und anſtoßenden Montafun. Denn auch hier, wo ſchon ſeit vielen Jahrhunderten in lauter romaniſch benannten Dorfſchaften und Höfen deutſche Stämme wohnen, taucht dieſe Sage von den Waldfänken, einem überaus ſtarkgliedrigen Geſchlechte auf, und hier weiden ſie gern das Vieh, und bedienen ſich der Tannenbäume als Hirtenſtäbe. Der Prättigauer aber iſt lediglich Hirte, ſeine ſchönen, grünen Triften im hellen Sonnenglanze prangend, ſind überſäet mit Ställen, Heuböden und zerſtreut graſenden Rindern. In dieſem Thale, wie in Valcava und Fuldera (Münſterthale), d. h. da, wo nicht Bergwerke ihnen einen andern Aufenthaltsort und Wirkungskreis anweiſen, melken dieſe Dialas oder Waldfänken die Gemſen, und bereiten aus ihrer Milch Käſe, die nie abnehmen, ſo oft man ſie auch anſchneidet oder anbeißt. Wie freundlich ſie den Menſchen geſinnt ſich zeigen, beweiſen folgende Erzählungen aus dem Munde des Volkes: Ein Kind hatte ſich im Münſterthale zu der Zeit, da die Erdbeeren reif waren, tief in dem gewaltigen Forſte verirrt, und war von der Nacht überraſcht worden, alſo daß es auf dem weichen Mooslager, ſo die gaſtliche Erde ihm bot, ſchlafen mußte. Da es nun am Morgen, nach den Eltern jammernd, aufwachte, kam ein wunderbares Kind in prächtigen Kleidern auf das verirrte zu, ſetzte ſich zu ihm und gab ihm, freundlich liebkoſend, leckere Speiſen zu eſſen, dann ging es vor ihm her eine Weile und verſchwand plötzlich

vor seinen Augen. Das Kind wartete, des Dialen Wiederkehr erwartend, bis es Abend wurde. Da kam der Dial wieder und leitete es bis auf die Wiese vor dem Dorfe, wo das Kind wohnte.

Eine Frau, die sich in gesegneten Umständen befand, ging eines Tages durch den Wald in der Nähe von Fulbera. Plötzlich kam sie ein Gelüste nach frischgebakenem Brode an, das gerade in den dortigen Landen, wo man höchstens alle Monate einmal bäkt, der Gegenstand der Wünsche von großen und kleinen Kindern ist, nicht blos von schwangern Frauen. Nun war aber die Frau arm, und hatte vielleicht den ganzen Tag gar nichts gegessen. Wie sie nun seufzend umschaut, sieht sie neben sich im Moose ein noch dampfendes Brod liegen. Dies war ein Geschenk der Dialas: *)

Die Waldfänggen oder Fänken im Vorarlberg (Montavon) tragen schon mehr koboldartigen, oder doch wenigstens schalkhaften Karakter, wie dies aus den kürzlich erschienenen „Volkssagen aus Vorarlberg gesammelt von J. F. Vonbun" hervorgeht; einige dieser Fängga G'schichta erinnern stark an bekannte Kyffhäuser und Untersbergsagen, und eine andere an die Ueberlistung des Kyklopen durch Odysseus. Interessant ist jedenfalls die völlige Uebereinstimmung der Pointe in beiden Sagen, der vorarlbergischen und uraltgriechischen, wo der eingeklemmte Fängg auf die Frage des herbeieilenden andern Fänggen: wer ihn in diese Lage gebracht, antwortet Selb (selbst). So hatte der schlaue Bauer, der den Fänggen eingeklemmt, sich genannt. Ebenso hatte Ulysses den Namen „Outis" (Niemand) gegeben. Wenn ich nicht irre, so enthalten auch Sindbad's Seefahrten eine ähnliche Sage. — Der Volkswitz, die Volksfantasie jugendlich kräftiger Völker begegnen sich häufig auf dem Gebiete der Sage, das gleichsam ein neutrales ist, weil Politik und Religion nur in den allgemeinsten populären Umrissen darin ihre Stelle finden. Das wahre Element der Volkssage bleibt doch immer das rein Menschliche, das ein ewiges, unverwüstliches, einiges ist bei allen Völkern.

Fassen wir die Sagen über die Dialas zusammen, so zeigt sich's, daß der Rhätier mit demselben Namenwesen uralt römischer Welt in jenen Berg- und Seenimfen — und gar solche des germanischen Sagenkreises benennt. Ob aber nicht die zwerghaften freundlichen Geschöpfe, die wir jetzt besprochen, ganz unabhängig von germanischen Einflüssen, in dem rhätischen Sagenwesen sich gebildet — ist um so schwerer zu erforschen, da die Sage überall unbestimmten Alters ist. Sie ist da, und das Volk fragt

*) Im Münsterthale heißt ein wie von Menschenhänden zu Stuben ausgehauener Fels, in welchen sich Bänke und Tische von Stein befinden, „la casa dellas Dialas." In Deutschland, England ꝛc. würde man sagen: der Teufelsstein im Orient, vielleicht Adams oder Brahma's Haus.

nicht: seit wann? So viel über die Dialas. Das Wort selbst ist zweifelsohne lateinischen Ursprungs, deus, dea, dialis hergeleitet. Eine andere Sage uralt römischer Abstammung steht in Verbindung mit einem in demselben Thale, dem Engadin und der Bergelle noch heute üblichen Brauche: dem Knabenfeste der Calanda Mars. An den Kalenden, d. h. am ersten des Monats März, zieht die junge männliche Welt mit Trommeln und Kuhschellen versehen, vor jedes Haus eines Dorfes und macht einen entsetzlichen Lärm mit diesen heterogenen Instrumenten, bis die Hausbewohner ihnen Viktualien verabreichen. Der Ursprung dieser Sitte wird zweifach gedeutet von den Hirten; die einen sagen: „wir machen, daß das Gras wächst," die andern erzählen eine Geschichte aus dem Alterthume, die wie eine schöne, sehnsüchtige Erinnerung an ein reizendes Heimatland klingt.

„Einst bewohnten wir," erzählen die Hirten, „ein warmes, herrliches Gebirgsland, wo es nie schneite, wo ein ewig blauer Himmel sich ausspannte über die Landschaft. An dem ersten Tage des Monats März versammelten sich die Hirten des Thales, brachten Opfer und trieben die Heerden in die Berge hinauf, wo sie fast das ganze Jahr hindurch verblieben."

So lautet die ungeschmükte, einfache Volkssage. Welches Land diese verlorene Urheimat gewesen, ob die sabinischen oder latischen Landschaften um Rom (auf Letzteres möchte wohl Manchen der Volksausdruk „Ladin" für den dortigen reineren Sprachdialekt zu schließen verleiten), ob es die umbrischen, oder gar noch nördlicher gelegenen Gefilde des zisalpinischen Galliens gewesen; wer vermag dies zu entscheiden? Ohne Grund ist die Sage nicht. Denn am ersten März dekt noch im ganzen Engadin und Münsterthale tiefer Schnee Berg und Thal, und oft bis in den April hinein. Schwerlich mochten also die Ureinwohner eine so frühe Zeit zur Begehung des Festes gewählt haben, da der Frühling so spät erst eintrat. Um so wahrscheinlicher ist, daß die Einwanderer diese Sitte mit herüber gebracht aus der fernen Heimat, wo der Lenz früh zu Berg und Thal einkehrte, und daß sich mit dem Feste in der Sage auch die Bedeutung desselben bis zu den spätesten Nachkommen erhalten. Die Hinweisung auf die rein bukolische Bedeutung des Festes scheint mir auch in dem Läuten mit Kuhglocken, die ein Jeder mit sich trägt, und in der Erklärung „wir machen, daß das Gras wächst" zu liegen.

An den Thurm und die Mauer, die einzigen Reste des wichtigen römischen Kastelles Murum im Bergell, wovon die Familie Castelmur ihren Namen herleitet, knüpft sich eine nicht bedeutungslose Volkssage. „Vor mehren hundert Jahren" sagt sie „kehrte ein Bauer aus Stampa nach Promontogno zurük; es war eine helle Mondnacht. Wie

er auf die kleine Erhöhung, welche die alte Straße unweit des Kirchleins bei Porta, gelangte, sah er plötzlich einen großen Ort und ein mächtiges Kastell vor sich liegen, hell erleuchtet, und wimmelnd von seltsam gekleideten Menschen, wie der Bauer es nie gesehen. Er kam an die Pforte des Schlosses, ward eingelassen, und schritt erstaunt durch die volkreichen, engen Gassen, bewunderte die Schönheit der Gebäude, und redete die Vorübergehenden an, die aber schweigend ihren Weg fortsetzten. Das kam dem Bäuerlein seltsam vor, daß alle Bewohner des so schnell aus dem Boden heraufgestiegenen Ortes stumm sein sollten. Darum, wie er an die Brüke kam, die so die Stadt in zwei Hälften theilte, stellte er sich hin, und rief laut: Im Namen Jesu Christi will ich, daß mir antworte, wer mich versteht. Da bedekte auf einmahl dichter Nebel Schloß und Stadt, und als er sich zerstreut hatte, und der Bauer um sich schaute, stand er dicht am Ufer der Maira, und links ragten nur die Trümmer des alten Kastelles im Mondscheine empor. Keine Spur des Spukes war mehr zu sehen. So deutlich diese Sage den Karakter mittelalterlicher Frömmigkeit trägt, die in allen Spuren römischen d. i. heidnischen Wesens ein dem christlichen Elemente feindliches Element sieht, so ist dennoch diese uralte Erinnerung an längst vergangene Zeiten bei einem schlichten, ungebildeten Hirtenvolke merkwürdig genug.

Selten wagt sich die Sage auf das dürre Gebiet der Genealogien, nur in Spanien, Schottland und besonders im Oriente, dem Sitze des Stabilitätsprinzipes, und da, wo eine Reihe von Generazionen einer oder mehrer Familien das Volk zu Sieg und Ruhm geführt, finden sich Analogien zu der in einem so demokratischen Staate wie Graubündten besonders auffallenden Erscheinung, wo dies der Fall ist. *) Es mag bei den Bergellern der Grund davon in dem Vorhandensein so vieler naheliegender römischer Ruinen und dem wirklich hohen Alterthume der meisten Ortschaften liegen, die nach und nach einen gewissen Nazionalstolz erwekten, welcher einem so rührigen, kräftigen Völkchen, wie die Bergeller sich darstellen, gut läßt. — Die Familiensage und Genealogie spielte bekanntlich auch bei den Griechen und den Römern in den schönsten Zeiten der Republik eine bedeutende Rolle; man denke, was erstere betrifft, nur an Homer und die Homeriden. Haben nun auch die Bergeller keine ἀοιδοι oder Barden, so pflanzte sich doch das Andenken an die Thaten großer Männer aus grauer Urzeit bis in die spätesten Geschlechter fort.

Bei weitem reicher vertreten ist das Sagenreich aus dem Mittelalter und der neue-

*) Das Geschlecht der Salis, das urkundlich schon 913 vorkommt, läßt hie und da das Volk im Bergell, wo jenes viele Jahrhunderte lang den größten Einfluß ausübte, von den Römern abstammen.

ren Zeit. Hier tritt das religiöse Element in den Vordergrund, wie denn überhaupt bei den Gebirgsvölkern Religion, im weitesten Begriffsumfange gefaßt, alles geistige Wesen mehr oder weniger durchdringt. In diesen Kreis des Sagengebietes gehören die uralten Legenden von wunderthätigen Heiligen, Bildern, Reliquien, und es haben sich Reste derselben sogar in den streng protestantischen Thälern, wie Engadin, Bergell, Prättigau und Davos, erhalten, obwohl nicht zu läugnen ist, daß das Volk oft aus Heiligen Krieger und andere berühmte Männer gemacht hat, denen zu Ehren dann dies oder jenes Wunder geschehen. Ferner gehören dahin die Gespenster- und Hexengeschichten, insofern das Volk das Erscheinen der ersteren fast überall als Buße für einen im Leben begangenen Frevel ansieht, und die Hexen als Repräsentantinnen dämonischer Gewalten erkennt. Was nun die Heiligenlegenden betrifft, so verbietet uns der Raum, Beispiele derselben anzuführen, besonders, da dieselben großentheils in den legendis sanctorum der übrigen christlichen Völker Seitenstüke finden. Origineller und oft hochpoetisch sind dagegen die Geister- und Hexensagen. Alfons von Flugi, ein junger Graubündtner von vielversprechendem Talente, hat vor mehren Jahren eine Reihe solcher rhätischer Sagen in der Form von Gedichten herausgegeben, und auch das bündnerische Volksblatt, „Der alte und neue Sammler" haben aus dem Schatze der Volkssagen manch' werthvolles Stük veröffentlicht. In Nr. 32 der „Sonntagsblätter" (1846) erschienen von mir ebenfalls einige mehr oder weniger bekannte Sagen aus Rhätien. Die folgenden sind theils noch nie, theils nur in bündnerischen Blättern veröffentlicht worden. Ein Fanaser Bauer (Prättigau) verliebte sich in die Tochter eines reichen Schierschers, und hätte sie gerne geheiratet. Auch Burgeli war ihm gut, aber weniger der Vater. Der wollte nur einen reichen, vornehmen Schwiegersohn, wie es von Alters her viele Väter gehalten. Da begab es sich einstmals, daß der Fridli — so hieß der junge Bauer — einen weit und breit berüchtigten Montafuner Schatzgräber kennen lernte. Dem klagte er sein Leid, und der Schatzgräber fragte ihn, ob er allenfalls auch ein schweres Opfer zu bringen entschlossen sei, wenn ihm geholfen werde. Der Fridli sagte: Ja. Also gingen Beide in finsterer Nacht — Johannis war es — in die alte Ruine Fracksstein am Eingange des Prättigau, und der Montafuner beschwor die Burgjungfrau. Statt ihrer kamen zuerst drei alte Männer, so alt, daß ihnen der schneeweiße Bart bis zu den Füßen herabhing, und noch siebenmal als Gürtel um den Leib reichte. Der älteste fragte den Fridli, ob er ein Jahr lang die stärksten, größten Plagen, so ein Mensch leiden könne, tragen wolle, wenn er den Burgschatz gehoben hätte. Der Fridli, der schon gefürchtet hatte, er werde seine Seele opfern müssen, wie bei Teufelspakten üblich, rief lachend: Warum nicht!? Darauf versan-

ken die drei steinalten Männer, und es erschien die Burgjungfrau. Sie trug den eisernen Geldkasten, schloß ihn mit einem der siebenundzwanzig Schlüssel, so sie trug, auf, und zeigte dem Jünglinge das viele Gold und Silber, und fragte abermals, ob er jenes Opfer bringen wolle. Als er wieder „Ja" gesagt, tauchte sie weinend hinab. — Jetzt hatte Fridli den Schatz, konnte sein Burgeli heiraten, und lebte sieben Jahre lang in glüklichster Ehe. Plötzlich kamen die Plagen, Schlag auf Schlag. Zuerst starb ihm das Burgeli, dann die drei Kinder. Ein Wolkenbruch raubte ihm seine Wiesen, der Blitz erschlug ihm die Viehhabe, und das Feuer verzehrte sein großes, neues Haus. Endlich wurde er, blutarm, eines Mordes angeklagt, und mußte ins harte Gefängniß wandern, obwohl er unschuldig war. Im Kerker fiel er in eine schwere, böse Krankheit, Beulen entstanden an seinem Leibe, und er litt furchtbare Schmerzen. Da war er der Verzweiflung nahe, und wollte sich umbringen. In der Nacht aber erschien ihm Burgeli im Traume und tröstete ihn. Zugleich aber hatte das Plagenjahr ein Ende, denn er ward gesund aus dem Gefängnisse entlassen, weil der wahre Mörder sich stellte. Und wie er nach Hause kam, d. h., an die Stelle, wo sein Haus gestanden, sah er dasselbe wieder so schön und groß dastehen, wie einst, und auf dem Tische lag ein großer Haufen Geldes. Das hatte Alles der Montafuner gebracht, von den drei alten Männern aus geschikt. Das Burgeli und die drei Kinder konnten sie aber nicht wieder lebendig machen, und der Fridli ging fortan als ein reicher und doch armer Mann einsam herum. Wer mit dem Teufel sich einläßt, wird betrogen.

Zwar nicht immer. Denn einmal betrog ein Sennhirt den Teufel. Der Senne war ein Averser, und die Averser sind entsetzlich gescheidte, durchtriebene Leute. Der Senne sagte zum Teufel: „Laß auf meiner Alp die saftigsten und würzigsten Kräuter wachsen," und der Teufel forderte die erste Kuh, die im Sommer auf des Sennen Alp ginge. Wie nun der Tag nahe war, wo die Kühe ausgetrieben werden, bestrich der Senne die Hörner und den Schwanz einer Kuh mit Fichtenharz und allerhand andern sehr klebrigen Dingen. Dann trieb er die Kühe hinaus. Die bestrichene Kuh lief voraus, weil das Harz an den Hörnern sie jukte und sie sich reiben wollte, die andern Kühe blieben zurük, um nicht vom hin- und herwedelnden Schwanz der Kuh getroffen zu werden. Jetzt kamen sie auf des Sennen Alp. Dort wartete der Teufel schon und faßte sie richtig an den Hörnern, um sie in einen Abgrund zu stürzen. Aber er hatte Pech angegriffen und konnte gar nicht mehr los kommen, also daß ihn die Kuh entsetzlich stieß, schund und hin- und herschleuderte, bis der Teufel den lachenden Sennen bat, ihm eine gewisse Wurzel zu holen, und damit die Hörner zu bestreichen, wofür er ihm

dann die Kuh lassen wolle. Das that der Hirt, und der Teufel ward frei, aber seither hat er mit keinem Averser mehr einen Pakt abgeschlossen. Der Hirte hatte aber auf seiner Alp die besten und saftigsten Kräuter viele Jahre lang. — In mehren, besonders den deutschen Thälern, geht das Todtenvolk um. Das sind Geister, die Nachts scharenweise, unheimlichen Wesens und Gemurmels die Häuser derer umstehen, so bald sterben müssen. Noch jetzt leben viele Leute, die das Todtenvolk gesehen. Wer aber von den Geistern lauschend erblikt wird, dem lassen sie dreifache Wahl: Entweder gleich zu sterben, oder lahm zu werden, oder mit ihnen zu gehen, so oft sie ihn rufen. Auch andere Strafen bedrohen den von ungefähr ihnen Begegnenden. In Kalfreisen sah ein Bäuerlein auf engem Pfade das Todtenvolk daher kommen. Ausweichen konnt' er nicht, links war Felsen, rechts ein Abgrund. Das Volk aber zog an ihm vorbei, wie Schatten, und es war als ob sie über dem Abgrunde dahin schwebten. Der Letzte aber schlug dem Bäuerlein die Axt, so er in der Hand trug, in's Bein, also daß kein Mensch die Axt herausziehen konnte, und er an dem einen Bein erlahmte. In der Noth sagte ihm eine alte Frau: „Geh über Jahr und Tag wieder an die Stelle, wo dir das Todtenvolk begegnet ist, um die gleiche Stunde." Er that's, obwohl mit Schmerzen und Nöthen. Die Geister kamen, und der letzte sagte: „Vor einem Jahre schlug ich meine Axt in faules Holz, wo ist sie?" Der Bauer zeigte auf sein Bein, das jetzt wohl wie faules Holz geworden, und der Letzte zog die Axt heraus. Ob das Bäuerlein genas, weiß ich nicht. — Im vierten Jahrhundert, da eine große Pest durch die Länder ging, sah einmal ein Churer Bürger, vor dem Thore Nachts wandelnd, einen unabsehbaren Leichenzug. Hinter dem Sarge kamen lauter noch lebende, ihm bekannte Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, und weil er wissen wollte, wer denn begraben würde, merkte er sich die ersten Leidtragenden, welche unmittelbar hinter dem Sarge gingen, und behielt auch die letzten im Gedächtniß. Jetzt kam bald die Pest nach Chur, und der erste, den sie schlug, war jener Mann, der hinter dem Sarge ging. Der Bürger erkannte nun, daß er profetischen Spuk gesehen, und floh mit Weib und Kind in ein hohes Alpenthal, das jetzt Valzaina (V. sana) heißt. Zu gleicher Zeit floh, wer konnte, aus Chur. Weil man aber des Bürgers Gesicht wußte, fragte man von Zeit zu Zeit bei ihm an, ob die Pest bald enden werde. Dann fragte er immer: „Sind die und die noch nicht gestorben?" Er meinte die Letzten im nächtlichen Leichenzug. Als die endlich auch von der Pest dahingerafft waren, ging der Bürger nach Chur zurük, und wer gesund geblieben war und das hörte, folgte ihm. Die Pest hatte wirklich aufgehört. — Im Prättigau erscheint alle fünfzig Jahr auf der Wiese, Schnen genannt, ein Geist, die Schnenjungfrau geheißen. Sie hatte, weil der Vater ihren Liebsten ge-

tödtet, ihn erstochen und sich dann selbst von der Zinne der Burg in den Abgrund gestürzt. Darum muß sie zur Sühne umgehen, und den Menschen, die ihr begegnen, die Zukunft sagen. Das letzte Mal sah sie ein Bauer, Namens Walser, im Jahre 1804. Sie hielt ihn an, verkündete ihm des Kaisers Napoleon Kriege und Sturz, erzählte von großen Krankheiten und Hungersnöthen in Europa, und wie, ehe sie wiederkomme, ein schreckliches Kriegsgeschrei durch alle Länder hallen werde. Im ganzen Prättigau und der Umgegend weiß man von der Schnenjungfer zu erzählen. 'S ist ein sehr populärer Geist, so selten er kommt.

Graubündten weist 178 Burgen oder Burgruinen auf, von denen noch etwa 20 bewohnbar sein mögen. In den meisten übrigen, die der Mensch schon lange verlassen hat, hausen Nachteulen, Fledermäuse und Geister, hie und da auch Bären und Füchse. Im Schlosse Ruchenberg bei Chur unterhalten sich die Geister der Ritter mit Kegelschieben, und zwar ist das ganze Spiel von eitel Gold. Einst hatte sich ein junger Bursche im Walde bei der Ruine verirrt. Nacht war's, und kein Weg und Steg zu finden im dichten Gehölz. Plötzlich gewahrt er ein hell erleuchtetes Schloß und vernimmt fernes Rollen, wie von Donner, und das Geräusch hinstürzender Kegel. Der Bursche faßt sich Muth, geht hinauf, und wird von einer Menge still ritterlich gekleideter Herren empfangen. Die schoben wakker Kegel und ließen sich nichts abgehen an Essen und Trinken. Sonst waren sie mäuschenstille. Wie sie aber den Jüngling an der Pforte gewahren, winken sie ihm herbeizukommen und Theil zu nehmen am Spiel. Einer brach sogar das Schweigen und sagte: „Sprich kein Wort, und trifft du dreimal alle neun, so ist das Spiel dein." Der Bursche schob und traf schweigend zweimal die neune, denn er war in der That ein tüchtiger Kegler. Als er nun auch zum dritten Male alle umwarf, entfuhr ihm der freudige Ausruf: „Jeses, alle nüni!" In demselben Augenblike verschwand der Spuk, und die schweigsamen Kegelschieber versanken mit dem Spiele. — Erinnert diese Sage, die eine der bekannteren ist, nicht an jene Erzählung von „Washington Irving," wo der Wanderer in den Alleghany-Gebirgen auf eine Gruppe kegelschiebender Verstorbener von der Begleitung Hudson's stößt? — Auch in der Umgegend von Rankweil im Vorarlberg wissen die Bauern von einem unterirdischen Gange unter der Pfarrkirche zu erzählen, der, der Junker von Hörnlingen Walhalla zu sein scheine, wo sie jetzt hausen, manchen lustigen Strauß miteinander fechten, Trinkgelage halten und mit einem goldenen Kegelspiele sich ergetzen.

Einst kam ein müder Pilgrim in das Schloß Bernegg bei Kalfreisen, und bat den Burgherrn um Gastfreundschaft, oder um eine Leuchte und Geleit durch das furcht-

bar wilde Thal. Der Burgherr schlug ihm beides ab. So wankte der Pilger weiter und stürzte in einen Abgrund. Seither sieht man den Burgherrn zuweilen in finsterer Nacht durch das Thal und die tiefen Tobel (Abgründe oder enge Thälchen) dahin brausen, und die Fakel, die er in der Hand trägt, leuchtet weithin durch die Gründe. — Wanderer, die nächtlicherweile die Straße von Zizers nach Chur ziehen, hören zuweilen aus einem Tobel seitwärts von der Straße, nahe bei Ruchenberg entsetzliches Geschrei schallen. Dann braust ein Schwarm von schwarzen Gestalten daher, die einen in uralter, die andern in der Tracht der spätern Jahrhunderte. Das sind die Geister der verstorbenen Bürgermeister und Rathsherrn von Chur, die ihre Nachtfahrten halten. Im Todtentobel kommen sie zusammen, besteigen die gesattelt bereitstehenden Rosse und jagen bis an das Rheinufer über die Wiesengründe dahin; dann kehren sie mit demselben wüsten Geschrei zurük. — Diese Sage charakterisirt den Spottgeist der guten Churer, die bei aller Achtung für die uralte ehemalige Verfassung der Stadt die nach Savigny ein getreues Abbild der alten römischen Verfassung war (zur Zeit der Republik), sich doch nicht enthalten konnten, auf solche Weise manche Fehler, der von ihnen selbst gewählten Beamten zu strafen. Das wüste Geschrei würde demnach die heftigen Parteidebatten, das wirre Herumreiten auf den Wiesen, die zwecklosen, vagen Beschlüsse und das jähe Zurükgalopiren in das Tobel, das Unnütze, Vergebliche mancher Anordnungen, der wohlweisen alten Herren persifliren.

Als im Jahre 1618 das reiche Plurs im Veltlin durch den Bergsturz verschüttet wurde mit all seinen Schätzen und seiner Herrlichkeit, da versiegte plötzlich die Goldquelle am Rothhorn, aus der, wie die Sage erzählt, die Plurser, Eigenthümer des Bergwerkes, täglich eine Kanne des reinsten Goldes schöpften. Denn diese Goldquelle in dem viele Meilen weit entfernten Bündtnerlande war, die dem Plurser Reichthume wie eine Braut in uralter Zeit vermählt, und weil sie treu war ihren Gesponsen, so mochte sie keinen andern mehr freien. — Gewiß ist, daß wenig Jahre nach jenem großen Unglüksfalle fremde und einheimische Schatzgräber in die Schachte des Rothhorns hinabstiegen, um das feurige, schöne Gold herauf zu holen, aber wie viele Opfer sie auch dem Hüter der Bergschätze boten — es war vergeblich. Uns kümmert nicht, ob den Plursern allein die Goldadern bekannt waren, ob der Zeitpunkt der gänzlichen Abnahme der Goldadern nur zufällig zusammentraf mit dem Sturze von Plurs, uns genügt die poetische Weise, mit welcher das Landvolk die beiden Ereignisse verknüpft. — Eine andere Bergmannssage hat sich in der Umgegend von dem ebenfalls goldreichen Filisur (Vallis aurea oder felix auro?) erhalten. In alter Zeit, sagt sie, standen bei Filisur Schmelzhütten, der Pochhammer zerschmetterte die Erze, und nie löschte

das Feuer aus in den großen Schmelzöfen, wo Tag und Nacht das Gold aus den Erzen in die Beken floß. Sieben Gänge breiteten sich in der Tiefe des Schachtes aus, sechs davon waren von Menschenhand gegraben, und durften von den Bergleuten betreten und benutzt werden, nur den siebenten hatte der Berggeist selber gegraben und durfte nie durch den Tritt eines Sterblichen entweiht werden. Das Volk der Bergleute hielt das Gebot lange Zeit gewissenhaft, und so lange holten sie auch reiche, schwere Goldstufen herauf. Nun gelüstete einmal einen jungen Knappen zu wissen, wie des Berggeistes Pallast am Ende des siebenten Stollens beschaffen wäre. Tag und Nacht träumte er von den unermeßlichen Herrlichkeiten des unterirdischen Schlosses, und vermeinte, wenn er erst einmal an diesen Stollen mit dem Hammer klopfen dürfe, werde sich ihm die Fülle unendlichen Reichthumes eröffnen. Wie er nun nicht länger der Neugier und dem Golddurste widerstehen konnte, stieg er einmal in der Nacht hinab, da Niemand unten war, und fuhr in den verbotenen Stollen ein. Er ging lange, lange, so lange, daß es ihm eine Ewigkeit däuchte, aber er sah noch immer kein Ende des Stollens. Weil aber das Grubenlicht dem Verlöschen nahe war, wollte er zurükkehren. Es war aber zu spät. Denn jetzt schoß giftiges Gewürm von allen Seiten auf ihn zu, Schlangen ringelten sich ihm um den Leib und Füße, und Molche hüpften an ihm auf. Dennoch trieb ihn die Angst und die Verzweiflung so schnell vorwärts nach den erlaubten Gängen zu eilen, als ihm möglich war. Plötzlich versperrte ihm ein Drache, welcher der Berggeist war, den Weg. Flammen spie er aus dem Rachen und hüllte den Bergmann in Rauch; der aber empfahl seine Seele Gott, weil er sah, daß er sterben mußte, und wollte doch nicht ohne Kampf sterben. Also kniete er nieder und stach den Drachen tief in den Leib. Da nahm plötzlich der Drache andere menschenähnliche Gestalt an, aber er ragte riesengroß zum Gewölbe empor, und faßte den armen Knappen, fuhr mit ihm in die Tiefe, und begrub mit einem Donnerschlage den ganzen Schacht. Seither sind wohl Manche hineingedrungen, aber Keiner hat sich in die Tiefe gewagt. Der Knappe geht noch jetzt von Zeit zu Zeit um, und bittet, denen er begegnet, daß sie ihn aus der Gewalt des Drachen erlösen. — Der Drachensagen gibt es mehre im Lande. Nach dem Glauben des Landvolkes wohnen diese fabelhaften Thiere am liebsten in der Tiefe stiller Bergseen. Wenn dann plötzlich der See — es gibt eine Menge solcher hochgelegener Seen — aufbraust und schäumt und brüllt, so sagen die Hirten: „Das macht der Drache, der in der Tiefe haust.“ Indeß genießen bei weitem nicht alle Seen die Ehre, von Drachen bewohnt zu werden. Besonders diejenigen sind als solche bezeichnet, welche dunkle, fast schwarze Wasseroberfläche tragen, und dann und wann schäumen, ehe ein Wetter aufsteigt. Einst wohnten solche Un-

thiere in tiefen, verſteckten Moorgründen, überfielen die Hirten und Heerden, und ſchleppten manches ſchöne Stük weg. Je mehr Wald ausgerodet wurde, und je weiter ſich das Volk zu Thal und Berg ausbreitete, deſto mehr wurden die Drachen auf anzugängliche Felſen und zuletzt in Waſſertiefen verbannt. Uebrigens hat auch Rhätien ſeine Sorgen von ruhmvollen Kämpfen mit Drachen, wie Rhodus, und die innern Schweizerkantone, wo Struthan von Winkelried, der den Drachen erſchlug, im Andenken des Volkes noch jetzo lebt.

Die meiſten Thäler, man kann ſagen alle, von Bündten wiſſen von Feen zu erzählen. Und zwar gibt es noch jetzt manche Männer — denn die Weiber, beſonders alte glaubten und glauben noch überall in Gebirgsländern daran — die es nicht gerne hören, wenn man des Hexenvolkes ſpottet. Beſonders lieben es die Hexen, ſich in Katzen, Fledermäuſe und Schweine zu verwandeln. Sie machen das Vieh lahm, blenden die Hirten und verderben das Futter. Als Katzen ſchleichen ſie ſich in die Häuſer, horchen auf die Geſpräche der Bewohner und richten dann Unheil an, und ſtiften Unfriede durch Ausplaudern der Geheimniſſe. Als Fledermäuſe fliegen ſie den Leuten in die Haare, verwirren den Verſtand und ſaugen wohl gar als Vampyre den Schlafenden das Blut aus. Plagt ſie das Gelüſte, ſo dringen ſie als Schweine in die Häuſer, verunreinigen Alles, benagen und freſſen was ſie finden, und legen ſich Nachts gern auf das Horchen. Man erzählt ſich da mancherlei Geſchichten. Wie Einer eine Katze anſchoß, und es dann hieß am folgenden Tage, daß die oder jene Frau an einer Wunde darniederliege. Wie Andern der Verſtand vor Liebe verwirrt wurde, weil ſie aus Geſchirren getrunken, die von Katzen oder Schweinen beleckt worden. Die abenteuerlichſten, ſeltſamſten Geſchichten werden erzählt, wenn die Frauen und Männer in den langen Winterabenden zuſammenſitzen, und die und jene Perſon wird geheimnißvoll als böſe Hexe bezeichnet, vor der ſich zu hüten.

Weniger auffallend, als es ſcheinen möchte, iſt das Vorhandenſein ſolchen Aberglaubens in unſerer Zeit, bei einem ſonſt klugen, verſtändigen Volke. Es iſt noch nicht ſo lange Zeit verfloßen, ſeit die Juſtiz ihren Glauben an die Exiſtenz von Hexen überall durch einen eigenen Hexenkodex bethätigte. Der letzte Hexenprozeß ward in den Jahren 1770—1780 in Graubündten geführt, und es leben noch Leute, die ſich desſelben wohl erinnern. Ein Glaube, der ſo tief gewurzelt iſt im Boden des Volkes, der durch Blut und Feuer tauſendmal gerichtlich beſiegelt wurde, läßt ſich nicht ſo leicht und ſchnell ausrotten, zumal, wenn die poetiſche Fantaſie des Volkes durch den beſtändigen Kampf mit den Gewalten der Elemente ſtets wach und thätig erhalten wird. Daher auch der allgemeine Glaube der Landleute, beſonders in den ro-

manischen und den katholischen Bezirken an übernatürliche Kräfte, die sich der Mensch unter gewissen Bedingungen und zu gewissen Stunden und Tagen erwerben könne, der Glaube an das Bannen (Stellen) fest und unsichtbar machen, an hundert sympathetische Kräfte und Mittel ꝛc. fast möchte es scheinen, als ob auf manchen Hirtenstämmen dieser Gebirge der Geist ihrer römischen rhätischen Väter ruhte, der bekanntlich all das Wunderbare, Uebernatürliche liebte, und die Kräfte der Natur, die Elemente und besondere Erscheinungen der Thierwelt als prosetische Winke für den Eingeweihten, den Priester erkannte, der sie dem Volke deutete. Denn, wenn wahr ist, was sehr in Frage zu stellen, daß Tusker die ersten Einwanderer in Rhätien gewesen und die Väter des heutigen Geschlechtes geworden, so ließe sich daraus mancher Wink für die Ursachen dieser Neigung der Rhätier zum Aberglauben ziehen. Die Tusker brachten das Augurn und Wahrsagerwesen nach Rom, und wurden allgemein im Alterthume als Bewahrer geheimer, übernatürlicher Wissenschaft angesehen. So mögen sie bei ihrer Flucht in die rhätischen Gebirge im sechsten Jahrhunderte v. Chr., ihren Glauben und ihr Augurwesen mit hinüber genommen haben, und auch die römischen Kolonisten, die viel später einwanderten, brachten wohl ihre Wahrsagerbräuche in das Land. Die mittelalterlichen deutschen Einwanderer und die Allemannen, die noch früher nach Rhätien gekommen, bequemten sich nach und nach zu rhätischer Sitte und Glauben, und die von ihnen mitgebrachten Ansichten mochten wohl auch wenig dazu beitragen, das Volk aufzuklären. Denn es ist gewiß, daß auch die deutschen Rhätier jetzt noch großentheils die gleiche Anhänglichkeit an alte Sagen- und Zauberwesen bewahren, wie ihre romanischen Brüder. Selbst die lieberalen Prättigauer und Daroser, die erstern besonders haben einen unendlichen reichen Schatz des Wunderbaren.

Zum Schlusse noch einige Worte über die politische Sage. Die Thaten des Adam von Camogak, der den geilen Burgvogt, so dessen Tochter verführen wollte, erstach und des Calber, der den Herrn von Bärenburg zwang, den Brei, in welchen letzterer in Uebermuth gespien, zu „fressen," der Heldenmuth des Benedikts von Fontana und der 600 Prättigauer bei Aquasana, ja viele andere herrliche Zeichen eines Freiheit- und Unabhängigkeitgeistes klingen noch jetzt aus alter Zeit im Volke als theuere Andenken fort. Es erzählt sie mit Stolz gern und oft und dankt den Vätern, die ihm so herrliche Erbschaft mit ihrem Blute erkauft. Das Volk ist ein ruhiges, stilles, verständiges, aber wehe dem, der seine höchsten Güter anzutasten versucht!

Trutznachtigall.

Ein Fehdebrief von Heinrich Ritter von Levitschnigg.

Mein Kind, ich muß dich laſſen, es geht zur Liederſchlacht,
Noch einen Kuß beim Scheiden, dann „tauſend gute Nacht!“

„Laut ruft mich bald die Lerche und nicht die Nachtigall“ —
Die Lerche nennt ſich Sturmhorn, „Sieg oder Tod“ ihr Schall.

Mein Gegner iſt die Scheelſucht, mein Erbfeind iſt der Haß,
Und will das Wappen ſchänden mir Ritter vom Parnaß.

Sie hieben wie die Vehme von meinem Thor den Span,
Weil mich hochrothe Liebe erkohr als Partiſan.

Sie ſchmähen meine Lieder, weil d'rin nur ein Gebet
An dich gebenedeites Weib meiner Seele ſteht.

Sie haben mich verkezert, weil ich im Sange nie
An's Kreuz geſchlagen habe den Heiland Poeſie.

Weil ich nicht werden wollte trotz ihrem Zorngebot
Um dreißig Silberlinge Judas Iskariot.

Denn Poeſie und Liebe halt' ich für blutsverwandt,
Ich habe ſie als Tochter und Mutter nur gekannt.

Drum floh ich vor dem Baume, der Lorbern haſtig treibt,
Wenn man als Jakobiner in Verſen Zeitung ſchreibt.

Wenn man die Noth der Hütten beſingt mitleidig zwar,
Doch für das Schweißtuch „Troſtlied“ einſtekt das Honorar.

Wenn man der armen Leute Kartoffeln welk und faul
Vorwirft als Futter ſeinem verſchnitt'nen Flügelgaul.

Wenn man mit einem Worte die Lumpen unſ'rer Zeit
Als Drukpapier verwendet und Gold dafür erſchreit.

Denn Jungfrau iſt das Lied mir, ein Engel ſchien es mir,
Ein himmliſcher Geſandte, von dort erzählend hier.

Zwar liebt der Himmel Armuth, ſagt mancher Bibelſpruch,
Doch ließ er nie ſich zahlen ein ihr gewidmet Buch.

Auch lebt er nicht von Einem, der nichts zu leben hat,
Denkt nicht: „Wer wird mich ſpeiſen, iſt der ſich einmal ſatt?“

Frägt nicht: „Was wirſt du dichten, geneſ't die Welt dereinſt“
„Vom Flechtenausſchlag „Ketten,“ den du ſo ſehr beweinſt?“

Forſcht nicht: „Was laß' ich druken, wenn einſt der arme Mann
Sein Huhn an jedem Sonntag im Topfe ſieden kann?“

Zwar liebt der Himmel Armuth, verläßt Gefall'ne nicht,
Doch ſchrieb er auf den Hunger um Gold noch kein Gedicht.

Er meint, es ſei erbärmlich, wenn man die Linnen hebt,
Und von des armen Volkes entblößten Beulen lebt.

Und weil ich alſo denke, und Hochverrath nicht will
Am heil'gen Lied begehen, drum ſchmäht ihr laut und ſtill.

Drum iſt der Neid mein Gegner, drum iſt mein Feind der Haß,
Und will das Wappen ſchänden mir Ritter vom Parnaß.

Drum hieb er wie die Wehme den Span von meinem Thor,
Doch werf' ich Gott und Teufel den Fehdehandſchuh vor!

Streich' aus mein Tintenrappe wie Stürme auf der See,
Du biſt Arabervollblut, kein Klepper von der Spree —

Der ſtets nach Hafer ſchnobert, ſchwerfällig hebt den Huf
Und erſt beginnt zu traben auf des Verlegers Ruf —

Der längſt auf deutſchem Pflaſter ſtruppirt geworden vorn,
Und erſt verſucht zu trotten, treibt ihn ein gold'ner Sporn —

Der im Galloppe niemals wie des Profeten Roß
In einer Nacht durch alle mondlichte Himmel ſchoß —

Du aber, ſchwarzer Satan, ſchnaubſt wild in das Gebiß,
Biſt ſtolz, daß man unbändig dich wie den Blitzſtrahl hieß.

Gleichgiltig iſt die Bahn dir, du ſtreichſt dahin im Flug
Wie Schwalben vor dem Winde auf ihrem Südlandszug.

Oft dielten ſie dir Roſen, wie's Brauch im Morgenland,
Daß hoch bis an die Feſſeln dein Fuß in Düften ſtand.

Oft ſperrte ſie ein Felſen — ſo hoch war keiner noch —
Dir ſchien's ein Maulwurfhügel, und drüber ging es hoch!

Die Windsbraut iſt ein Fohlen, kurzbeinig gegen dich,
Feſthält am Hufe mühſam dein eig'ner Schatten ſich. — —

So ſpreng' ich in die Schranken, das Sangturnier beginnt,
Ihr Ritter deutſcher Mähren laßt ſehen, wer gewinnt!

Mein Speer iſt der Gedanke, mein Schild iſt das Gefühl,
Mein Schwert ein Wort, ein glühes, wie Sommertage ſchwül.

Als Knappen ziehen Bilder in märchenbunter Tracht,
Als Schärpe hat ihr Haupthaar mein ſüßes Weib gebracht.

„Die Liebe über Alles" ſo hallt mein Feldgeſchrei —
Laßt prüfen uns ihr Kämpen, wer ritterbürtig ſei!

Du aber Heißgeliebte, nicht weine bang und ſtill,
Mich haben deine Küſſe gefeit wie der Achill.

Ich bin nicht zu verwunden, das göttliche Geſchlecht
Apollo's ſteht in Waffen für mein ambroſiſch Recht.

Dort drüben zieht als Führer zwar mancher Paladin,
Und ſtrekt den Feind entſattelt in blut'ge Halme hin.

Doch ficht in ſeinem Heere ein lumpiges Geſind
Mit aufgeſtrekten Aermeln, grobknochig, doch halb blind.

Sie ſchwingen wie Rekruten den Stok mit Ungeſchik,
Nach blut'gen Senſenmännern doch ſpäht umſonſt mein Blik.

Der Landmann freiſchart nimmer fürs Proletariat,
Er weiß ja, daß er etwas noch zu verlieren hat.

Drum ſeh' ich nur die Hefe des Volkes ſteh'n im Glied,
Darunter manchen Gauner, der juſt vom Vagno ſchied.

Sie wiſſen nicht zu ſchließen aus Eiſen einen Harſt,
An dem der Reiterangriff ſchon oft wie Spreu zerbarſt.

Sie wiſſen nur vom Muthe, der ſich auf Reben wiegt,
Sie kennen nur die Ehre, die in dem Magen liegt.

Und gegen dies aus Bedlam entſprung'ne Spittelheer
Zieh'n vom Parnaß die Götter mit eingelegtem Speer.

Der Gott des Krieges tummelt den Schimmelhengſt wie toll,
Dreihundert Sparter folgen, ein Löwe jeder Zoll.

Ja ſelbſt die Zimmerleute, die einſt den Lanzenwald
Bei Sempach fällen halfen wie kräftig und wie bald —

Ja ſelbſt der Stier von Uri, der kühne Winkelried,
Sie kämpfen für mein heil'ges, mein ehrlich deutſches Lied!

Sie fühlen, daß es ſchallte, wie einſt das Horn von Schwyz,
Sie wiſſen, flammen würde mein Sarras wie ein Blitz,

Bedrohten fremde Schergen mit mordgeübter Hand
Wie weiland anno Dreizehn mein ſchönes Vaterland.

Ja, ſolche heil'ge Kriege ſind eines Körners werth,
Da ſchlachtet gern ein Ritter von Leier und von Schwert.

Doch ach, den Krebs der Armuth, unheilbar, ſeit ein Reich
Auf Erden ward geſtiftet, der ewig bleibt ſich gleich,

Die Peſt beſingt kein Dichter, ſie eitert für und für;
Qual iſt die Hippokrene, nie war ſie ein Geſchwür!

Ihr wollt das Lied erniedern zur Krankenwärtermagd,
D'rum folgt auch meinem Hornruf', nicht euer'm Lützows Jagd.

Des Waldes Nimfe jubelt „die Treue iſt mein Gott!“
Und geißelt die Emeute mit grünem Efeu todt!

Die Liebesgöttin naht ſich, ſo ſchön war ſie noch nie —
Aus ihren Sonnenaugen ſpielt eine Batterie.

Und einen Kuß verſetzend verſpricht ihr Nelkenmund,
Er brennt wie griechiſch Feuer noch fort am Meeresgrund.

Die rabenſchwarzen Loken frei flatternd ums Geſicht,
Verſchlingen ſich zur Feſſel, die kaum die Allmacht bricht.

Und ihre Loſung „Vorwärts“ durchfliegt nun Reih' und Glied,
Begeiſternd wie Tyrtäus und ſein berühmtes Lied.

Da ruf' ich freudig: „Göttin, die Menſch und Himmel preiſ't,
In deine ſchönen Hände empfehl' ich meinen Geiſt!“

Dann mit verhängten Zügeln geht's luſtig in die Schlacht —
Hei, wie der Lärmſchuß ſchrekhaft ins Ohr des Feindes kracht!

Hei, wie in ſeinem Zentrum die Angſt faſt ſichtbar lauſcht —
Ein Baum, durch deſſen Zweige ein kalter Nordwind rauſcht!

Hei, wie's auf ſeinen Flügeln wild durcheinander bebt —
Ein Vogel, deſſen Fittig zur raſchen Flucht ſich hebt!

Das wird kein ſcharfes Stechen, kein heißer Tag der That,
Das wird ein andres Roßbach, ein zweites Guinegatt.

Wo ſtatt dem Blut Erſchlagner nur Schweiß der Pferde raucht,
Wo man zur Jagd nicht Klingen, nein bloß die Sporen braucht.

Leb' wohl mein gold'nes Liebchen, bald tönt der Siegesruf,
Dann raſ't mein Rappe heimwärts auf lichtbeſchlag'nem Huf.

Dann ſtürz' ich aus dem Sattel in Deinen weißen Arm
Und lerne dort vergeſſen die Worte Leid und Harm.

Dann ſaug' ich aus den Augen Dir allen Sonnenſchein,
Sie ſollen blaß wie Sterne durch viele Tage ſein.

Dann küß' ich Dir vom Munde den ganzen Roſenhag,
Daß er durch lange Wochen nur Liljen tragen mag.

Dann ſoll in Deines Haares Nacht ſich mein Herz vergeh'n
Und d'rauf Zeit meines Lebens nicht werden mehr geſeh'n!

Aus Italien.

I.

Ein Beitrag zu einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung des italieniſchen Fuhrweſens.

Es wäre gar nicht ſo übel, wenn wir genaue Berichte beſitzen würden über das Fuhrwerk, auf dem die abgeſchiedenen Seelen ins Paradies fahren, und ob die Portiere, die an den Pforten des Himmels angeſtellt ſind, verſchiedene Waggengattungen, wie z. B. ordentliche Equipagen, Eilwagen, Berliner Droſchken, Wiener Fiaker u. ſ. f. zu empfangen und ihnen den Schlag zu öffnen haben. Es ſollte eigentlich ſo ſein, wenn die Todten ordentlich und nach Rang und Würde empfangen werden.

Zum Unglük wiſſen wir darüber gar Nichts. Warum ſollen wir aber nicht wenigſtens wiſſen, wie die Fuhrwerke beſchaffen ſind, die uns nach dem irdiſchen Paradies, das iſt Italien, bringen?

Es geht mit Italien gerade wie mit einer großen und bedeutenden Erſcheinung, wie mit einem gewaltigen Manne, der einen umfaſſenden Einfluß auf ſeine Zeit geübt. Ueber den Gegenſtand ſelbſt wurde ſo viel geſchrieben, daß man zuletzt nichts mehr übrig behält, das man ihm zu ſchildern hätte. Und doch klammert man ſich gerne an ſolchen Erſcheinungen an, und jeder bedeutende Mann, der Eintritt hat ins Reich der Unſterblichkeit, führt einen ganzen Troß von kleinen Figürchen hinter ſich, die ihn am Rokzipfel faſſen, um ſo mit ihm hineinzukommen. Darum greift man Aeußerlichkeiten, Nebendinge auf, die mit der Erſcheinung ſelbſt in keiner Verbindung ſtehen, ſondern nur loſe daran haften.

So macht man es mit Italien. Es iſt ſo weit beſchrieben, geſchildert, belobt, herabgezogen worden; Reiſeeindrüke und Empfindungen gibt es in allen möglichen Dimenſionen, ſo daß man zuletzt nichts Beſſeres weiß als Anekdoten, Aeußerlichkeiten, Nebenſachen davon zu erzählen, ebenſo wie man von einem großen Manne berichtet, was er gegeſſen, wie er gekleidet war, ob er blaue oder ſchwarze Augen hatte.

So will ich von dem Fuhrwerk in Italien schreiben.

Da man aus tausenderlei Ursachen in Italien reist, z. B. wegen der Landschaften, oder um Archäologie, Kunstgeschichte, Geschichte des Alterthums oder Mittelalters zu studiren, oder wegen der italienischen Speisen, oder, wenn man sich darin ausbilden wollte, der Betrügereien willen, oder sonst aus irgend einem Grunde; so wundert es mich wirklich, warum noch nie ein Engländer in Italien gereist ist, um die italienischen Fuhrwerke zu studiren, und dies um so mehr, als so viele Reisende in Italien gewesen, um das Land kennen zu lernen und von ihrer Reise nichts weiter nach Hause bringen als die vollständige Kenntniß der italienischen Deligencen, Vetturinskaleschen und allenfalls noch aber seltener, der neapolitanischen Fiaker.

Bis jetzt erwartet Italien noch einen Linée, der das Fuhrwerk in Klassen und Ordnungen abtheilt. Ich bin so bescheiden zu gestehen, daß ich mir diese Lorbeern nicht verdienen kann. Es würde aber jedenfalls den Forderungen der Zeit damit genügt werden, wenn zur nächsten wissenschaftlichen Versammlung in Italien irgend ein Deutscher mit der Brille auf der Nase sich vor die Signori Scienziati hinsetzen, und „einen Versuch zu einer wissenschaftlichen Klassifikation der italienischen Fuhrwerke auf geografische, klimatische, statistische, historische und archäologische Momente gestützt, vorlesen würde.

Einige dieser Gattungen sollen hier geschildert werden.

Eine italienische Deligence, — diese ist eigentlich im Grunde nichts als ein wandernder babylonischer Thurm. England obenan, sodann Frankreich, Deutschland, Rußland, Polen, Dänemark, Holland u. s. w. werden auf diese Weise durch das Land transportirt. Alle möglichen Sprachen gelten da. Es ist eine fürchterliche Aufgabe drin im Wagen zu sitzen. Ich ziehe es immer vor, draußen meinen Platz zu nehmen. Gewöhnlich sind drei bis vier Paar Pferde vor den Wagen gespannt, und es ist ein herrlicher Anblik, diese muthigen, schönen Thiere dahinstürmen zu sehen in solcher Menge, mit solcher Schnelligkeit. Es geht immer auf- und abwärts in Italien, sehr selten in der Ebene fort. Wenn man nun das mit ansieht und die Thiere betrachtet, die eines dem andern vorzueilen sich bestreben, einmal den Hügel hinauf galoppiren, dann wieder hinunter, und dabei bedenkt, daß diese ungeheure, unförmige Maschine, Deligence genannt, trotz der schlechten Straße so sicher und ohne Schwankungen dahinrollt, so muß man den italienischen Postillions alle Anerkennung zukommen lassen. Nach jeder Stazion kommen sie aber auch regelmäßig und verlangen ihr Trinkgeld. Es sind meistentheils zwei bis drei, die sich dem Wagen mit einer stummen, aber doch unzweideutigen Bewegung nahen, indem sie den Hut oder die Hand hinhalten. Wenn man ihnen nichts gibt,

so schimpfen sie nicht, wie unsere lieben deutschen Schwäger, sondern lachen und sagen, daß man klüger wäre als die Andern. Man ist genöthigt, sich diese Anerkennung häufig zu verschaffen. — Es ist aber Schade, das Land, das wunderbare Land, so im Sturme zu durcheilen und dies um so mehr, als man auch des Nachts fährt und so oft die schönsten Gegenden durchfliegt, wenn Dunkel auf ihnen liegt. So verschläft man die Stunden, die die schönsten des Lebens sein könnten, und träumt vielleicht von den malerischen Sandwüsten des nördlichen Deutschlands, wenn man durch die großartigsten und reizendsten Parthien der Appenninen fährt. Eine der interessantesten Nächte, die ich je auf Reisen zugebracht, war, die ich in der Deligence von Como nach Mailand verlebt. Wir waren von Gensdarmen begleitet, die von Zeit zu Zeit am Schlage vorbeistürmten, und bald voraus eilten, bald zurückblieben, da die Nacht vorher in der Gegend ein Kirchenraub verübt worden war. Das war doch echt italienisch! Zwei Deutsche im Wagen, — einer von ihnen wird unter den vorzüglichsten deutschen Gelehrten genannt, — stritten mit großer Lebendigkeit, die sich zuletzt in bitteren Worten Luft machte, über den Unterschied von Rathhaus und Rathshaus! Das war doch echt deutsch! Draußen stürmte es und tobte es, und ein Gewitter entlud sich mit aller Heftigkeit und Großartigkeit der italienischen Natur. Und ich? Ich träumte von Italien, es war die erste Nacht, die ich auf dem heiligen Boden zubrachte, und träumte von dem Lande meiner Sehnsucht, meiner glühendsten Begeisterung, dem Inhalt all meines jugendlichen Wünschens und Verlangens. Da hörte ich plötzlich einen Mauthschranken aufziehen, und die Worte tönten an mein Ohr: „Nichts Steuerbares?“

Wir kommen jetzt zu den Vetturini. Die Verdienste des Tacitus um die Literatur stellten sich mir nie mit solcher Lebendigkeit vor die Augen als jetzt, wo ich über die Vetturini wenige Zeilen schreiben soll, indeß Bücher zu ihrer Karakterisirung nothwendig wären. Die Vetturini sind die Träger aller Romantik, die jetzt anfängt unterzugehen in der Welt, die Spediteurs der Poesie, die Sensale der Naturbewunderung, ich weiß wahrhaftig nicht, was sie nicht noch Alles sind. Wenn einmal Eisenbahnen in Italien werden eingeführt sein, und ein diker Engländer sich sein Billet in Rom lösen, und dann einschlafen wird, um, wenn er aufwacht, in Florenz sich zu befinden; wenn die Zeit kommen wird, wo man zwischen der ersten und zweiten Lesung einer Bill schnell ein Bischen nach Italien fahren, Rom und Florenz und Neapel sich ansehen wird, um bei der Rede zur dritten Lesung schnell archäologische Kenntnisse zu entwikeln, dann wird man einsehen, was die Vetturini gewesen. Jetzt ist es noch anders. Jetzt fährt noch ein ganzer Wagen voll von Deutschen sechs Tage von Rom nach Florenz, und sie haben dabei Zeit, sich byzantinische Basiliken, römische Kastelle, Wasserfälle, Felsenparthien

und die herrlichsten Nester an die Felsen angeklebt, in denen auch Menschen hausen, sich ins Buch zu zeichnen. Drei Pferde ziehen den Wagen des Vetturin's — ich weiß nicht was für eine symbolische Andeutung in diesem ominösen „drei" liegt. — Im Gebirge wird immer Vorspann genommen, in den Appeninnen auch Ochsen vor den Wagen gespannt, dann geht es in allen möglichen Tonarten und Modulazionen, um den Thieren die Ueberzeugung beizubringen, daß es klüger wäre auf der Bahn des Fortschritts sich rascher fortzubewegen. Jede Provinz hat ihre eigenen Volksmelodien oder vielmehr Töne zu diesem Zweke, und das gibt ein köstliches Konzert, wenn die Lenker und Treiber der Thiere, was meistens der Fall ist, verschiedenen Provinzen angehören. So werden oft 5—6 Pferde und mehrere Ochsen vor den leeren Wägen gespannt, da die Passagiere aussteigen, was ein Zeugniß für die Vorzüglichkeit der Straßen, namentlich im römischen Gebiete abgibt. Man findet da immerwährend die Bemerkung bestättigt, daß sich in der Ebene die Straße in unzählige Windungen hin und her schlängelt; auf den Berg gehts immer grade hinauf! Man kömmt so auch zum Ziel. Der Vetturin allein, der steht wie der Herr und Gebieter unter diesem Getümmel von Treibern, Pferden und Ochsen; er ist der Diktator dieser Republik. — Ich will aber lieber systematisch die Wesenheit des Vetturinenthums in Italien auseinandersetzen. Versetze dich einmal in Gedanken nach Rom — freundlicher Leser. Nun verbreitet sich zufällig in Rom, das heißt unter den Vetturinen Roms die Kunde, daß du nach Florenz willst; der Vetturino schikt einen Gesandten ab in das Kaffeehaus, in dem du dich befindest, oder in die Kirchen, Gallerien, Ruinen; selbst in der Unterwelt würde er dich zu finden wissen. Dieser hat aber durchaus noch keine Vollmachten, den Traktat abzuschließen, er ist durchaus nur Diplomat, und soll dich nun über deine Absichten ausholen. Sodann kommt ein Zweiter, dieser rükt schon näher, er hat schon theilweise Vollmachten in Händen. Du frägst ihn, ob er denn wirklich der Vetturino sei. Darauf schwört er bei allen Heiligen, daß er und sein Vater und alle seine Groß- und Urahnen Vetturinii gewesen seien, und wenn du ihm zuhörst, so versichert er dich zuletzt, daß seine Urahne Vetturino Hannibal von Etrurien nach Rom geführt, und dafür das doppelte von dem bekommen habe, was du ihm zahlen willst. Endlich kömmt der Letzte. Von diesem erhältst du die Capara, das Drangeld u. s. f., wie es im Katechismus eines jeden italienischen Reisenden steht, wo du es auch nachlesen kannst. Nun glaubst du gewiß den Vetturino vor dir zu sehen. Aber, wenn du bei der Abfahrt dich nach diesem umsiehst, so erblikst du ein ganz fremdes Gesicht. Das ist der Vetturin, der Souverain, der dir jetzt sein fürstliches Angesicht zeigt. Seine drei oder vier Gesandten, die er an dich geschikt, sind aber nirgends zu sehen. Oft ist es der

Fall, daß wir bei fünf oder sechs Vetturinen uns erkundigt zu haben meinen, auf allen Plätzen der Stadt, in allen Kaffeehäusern haben wir angefragt, und wir glauben nun eine Auswahl an Vetturinen zu haben nach Bequemlichkeit und Laune, und doch war es nicht mehr als ein und derselbe Vetturin, von dem man dir in Trastevere drüben, und eine oder zwei Miglien davon in irgend einem kleinen Gäßchen Roms gesprochen. Haben wir aber nun einmal den Wagen bestiegen, so sind wir aller Sorgen und Bedenken frei. Er besorgt das Nachtlager, die Kost, für die wir nicht zu zahlen haben, mit Ausnahme des Frühstüks; er übernimmt es, bei der Dogana, den Gränzzollämtern dir die Durchsuchung zu ersparen, wofür du ihm nur einige Scudi zur Verfügung zu stellen hast, er besorgt dir sogar vielleicht auf Verlangen ein oder ein paar räuberische Anfälle, um der Sache einen erhöhteren romantischen Anstrich zu geben, kurz, er ist Alles, weiß Alles, ist Alles in Allem. Eine solche Fahrt kann oft so angenehm und freundlich werden, besonders wenn blos deutsche, junge, lebensfrohe, für Natur und Leben begeisterte Männer beisammen sind. So erging es mir. Die ganze Reise von Rom bis Florenz dauerte sechs Tage, und ich war zuletzt so an dieses Beisammensein, dieses ungezwungene Nomadenleben gewohnt, daß ich ganz wehmüthig wurde, als ich von Süden kommend die ersten deutschen Fichten, wie Wegweiser nach dem Norden auf der Höhe erblikte, und bald darauf bei einer Wendung des Weges, Florenz, unser gemeinsames Ziel, in dem wunderbar schönen Thale liegen sah. Wir hatten Alles während dieser sechs Tage erlebt, gesehen, erfahren, die schönsten Seitenthäler, die am Wege lagen, besucht, Kirchen, Museen, Ruinen und Tempel bewundert, waren sogar einmal unterwegs von Räubern angefallen worden, wobei eines dieser beiden interessanten Exemplare — ein Deutscher bekommt so etwas nicht alle Tage zu sehen — sich den Fuß verstauchte, hatten ein kleines, abgeschlossenes Leben durchlebt! So glüklich ist man nun freilich nicht immer. Man kann durch die Gesellschaft gezwungen sein, oft auf die interessantesten Kunst- und Naturgenüsse verzichten zu müssen; oder es ist sehr leicht möglich, daß du mit Engländern fährst, die nicht ein Wort während des Weges sprechen, oder mit Deutschen, welche behaupten, die Fahrt von Stolpe nach Danzig habe doch, im Grunde genommen, natürlich ohne Vorurtheile, schönere Ansichten und sei viel weniger gefährlich, oder mit einem Haufen Italiener, einem Abbate, mehreren italienischen Damen, die den ganzen Tag schlafen, wo du dann die Annehmlichkeit haben kannst, den ganzen Tag unter Schlafenden und Schnarchenden zu wachen, außer bei der Mahlzeit, wo sie nicht schlafen und dir Nichts übrig lassen. Bei keiner Reise kann die Gesellschaft einen so angenehmen oder unangenehmen Einfluß üben, als bei der Fahrt mit dem Vetturin. Der

Vetturin ſelbſt hat dich und dein ganzes Glük in Händen. Er iſt ein unbeſchränkter Monarch, troz der Konſtituzion, die du in Händen haſt; du mußt dich ihm und ſeiner Gnade überlaſſen.

Wie in Allem, ſo ſteht auch in Beziehung auf das Fuhrweſen Neapel groß und gewaltig da. Ich ſtehe auf dem Largo del Caſtello. Um mich herum iſt der fürchterliche betäubende Lärm des neapolitaniſchen Marktes, den Nichts auf der Welt zu ſchildern vermag, der ſelbſt das Brauſen des Meeres, das fünfzig Schritt davon brandet, übertäubt. Lazzaroni, Facchini, Fiſcher, Marktweiber, Ciceroni, Deklamatoren, deutſche Gelehrten, Kuchenbäker, Polichinelle, engliſche Herren u. ſ. w. lärmen an mir vorüber. Da fühle ich plözlich etwas, das mich am Rokſchoß faßt, ich fürchte ſchon auch an mir die vorzügliche Gewandtheit neapolitaniſcher Gauner erprobt zu ſehen; indeß bemerke ich einen kleinen Kerl, der mich am Roke zerrt, und mir einen Wagen in der Nähe zeigt. „Hier iſt ein Wagen, Signore," kreiſcht er, „ich weiß, Sie warten blos auf einen Wagen, wir fahren nach Portici, Caſtellamare u. ſ. w. (hier folgt eine Angabe ſämmtlicher neapolitaniſcher Umgebungen, wie ſie bei Förſter oder Lewald ſtehen), oder nach den Studien, der Chiaja oder San Gennaro," und dabei zieht er mich immer näher zum Wagen hin. Mit genauer Noth entrinne ich, dann gehe ich in einer Straße, die ziemlich leer iſt, inſoferne überhaupt in Neapel die Straßen jemals leer ſein können. Da höre ich einige pſt! pſt! hinter mir. Ich ſtaune, denn ich bin mir in ganz Neapel keiner ſo vertraulichen Bekanntſchaften bewußt. Dieſe Freundlichkeit erweiſt mir ein neapolitaniſcher Fiaker, der mir wie ein alter Bekannter zulächelt, mit dem Kopfe nikt, und dabei unaufhörlich ſeine: „Eh signore! Eh signore! Un carozz! Un carozz!" krächzt. Ich ſteige ein. Rükwärts als garde de dame oder ſonſt ein unnüzes Subjekt, ſteht ein kleiner Betteljunge, der Mäkler des Fiakers, der ihm die Leute, wenn auch nicht bei den Haaren, ſo doch bei den Rokſchöſſen herbeizieht, wie ich ſo eben geſchildert, ebenſo zerriſſen als ſein Herr oder noch zerriſſener. Es iſt ſchwer, eine ſolche Frage nach einer kurzen Unterſuchung zu erledigen. Wenn wir den kleinen Kerl nicht leiden wollen, und ihn, nachdem wir eine ſtaunenswürdige ächt neapolitaniſche Beredſamkeit entwikelt, vertrieben zu haben glauben, taucht er wie eine Luftgeſtalt nach einer halben Stunde in die Höhe — er hatte ſich während des Fahrens hinaufzuſchwingen gewußt, und war bis jezt gebükt und unbemerkt geblieben. Man muß über dieſe Kobolde lachen. Ein ächt ariſtokratiſcher Aufzug aber iſt es: Vorne der Kutſcher, als Lazzaroni verkleidet, hinten der Junge, im Wagen der Fremde, der à quatre épingles herumfährt, um Beſuche zu machen. Aber ſchnell iſt man am Ziele, wo nur der kleine Kerl uns beweiſen will, daß er das nothwendigſte Subjekt

auf Erden ist, daß ohne ihn der Wagen keine drei Schritte weit hätte kommen können, und der Kutscher mathematisch nachweist, daß ihr ihm viel zu wenig gezahlt habt.

Das herrlichste aller italienischen Fuhrwerke ist und bleibt aber das neapolitanische Corricolo. Es besteht aus einem großen Bret, an dessen Seite sich zwei Räder befinden. Gezogen wird es von einem wunderlich mit allem neapolitanischen Geschmak verzierten Pferde. Auf einem solchen Corricolo sind oft bis zehn Personen untergebracht, die alle das eine Pferd zieht. Die Einen sitzen, die Andern liegen, dort steht Einer auf dem Wagen; das gibt oft die malerischsten Gruppen. Die Art und Weise, diese Menge Leute auf das eine Bret zu bringen, ist die größte Kunst des Kutschers, das Resultat langjähriger Forschungen. Wenn er gar Niemand mehr hinauf bringen kann, ohne Fluth von Verwünschungen auf seine neapolitanische Seele zu laden, so klammert sich der zuletzt Angekommene auch unter dem Wagen an. Dabei muß er aber die Statik ziemlich gründlich kennen, denn, wenn die eine Seite zu stark beladen ist, so müssen die auf der andern Seite herunterfallen. Für die Fremden wäre dieses Fuhrwerk, das man hauptsächlich entfernt von der Hauptstadt finden kann, sehr bequem, wenn nicht eine solche Menge Nägel und Eisenwerk an dem Brete vorhanden wäre, wodurch es beinahe unmöglich gemacht wird, sich festzuhalten, wenn die Straße nicht immer bergauf und bergab ginge, welcher Umstand ein ewiges Schwanken in dem Gleichgewicht des Corricolo herbeiführt, wenn ferner die Straße nicht so belebt wäre, so daß jeden Augenblik ein neuer Ankömmling sich während der Fahrt hinaufschwingt, und man zuletzt alle Stände des neapolitanischen Reiches auf dem Corricolo vertreten findet, wenn — doch ich glaube Gründe genug angeführt zu haben. Es ist aber doch immer eine ganz köstliche Fahrt auf einem solchen Corricolo, denn eigentlichen Nazionalwagen der Neapolitaner. Sie sehen jeden Fremdling als Eindringling auch nur mit sehr stolzer Miene an, oder lassen sich herab, die Zeit sich mit ihm zu verkürzen, dann lachen sie entweder über die fremde Gestalt, was ihnen aber keine so große Freude macht, als sich von dem Fremden, wenn er der Sprache mächtig ist, etwas erzählen zu lassen. Da wird er oft Stundenlang nicht fertig, und sie horchen auf, als ob es ein Improvisatore oder der Polichinell wäre. Man kann da oft einen Enthusiasmus hervorbringen, der uns mit gerechtem Stolz erfüllt.

Das sind vier der interessantesten Wagengattungen Italiens. Man könnte diese Sammlung leicht fortsetzen, besonders, wenn man einmal dieses Zwekes halber nach Italien gehen würde. Denn im Grunde genommen, hat, wie ich schon bemerkt, die Mehrzahl der Reisenden auch keinen anderen und würdigeren Zeitpunkt, als diesen.

Ich kenne Reisende, denen man einen großen gewichtigen Dienst leisten könnte, wenn man zu ihnen spräche: „Ich weiß, Sie sind unglüklich darüber, daß Sie ohne Ziel und Absicht durch die Welt reisen. Uebernehmen Sie eine wissenschaftliche Sendung, z. B. die über das italienische Fuhrwerk zu berichten.“ Es ist wirklich ebenso klug, als Italien zu durchreisen, nach Hause zu kommen, sich an den Theetisch hinzusetzen und zu sagen: „Meine Herren und Damen! da bin ich wieder!“ Darauf erhebt sich die Dame vom Hause und frägt: „Haben Sie den Papst gesehen?“ Der Tourist sagt ja und Alles ist in Ordnung.

II.

Die Literatur auf der Gasse.

Die Literatur steht heutzutage überall, sie durchdringt wie die Luft alle Poren; in den Salons, in den Gastzimmern, in den Ballsälen, draußen in der gottgeweihten freien Natur, wo man nicht ungestört sich ergehen darf, ohne zu sehen, wie ein Stük Literatur Bewegung macht, — in den dumpfigen Zimmern und selbst auf den Straßen und Gassen ist sie zu finden. In Italien insbesondere, wo das ganze Menschenleben eigentlich auf der Gasse vorgeht, hat auch die Literatur sich da ihren Schauplatz gewählt. Und warum nicht? Freilich sind die Zeiten vorbei, wo in Mondnächten die Gondeln durch die Kanäle und Straßen Venedigs zogen, und zum Takte der Ruder die Gondolieri Tasso's Gesänge einander zusangen. Unsere Zeit hat ihre eigenen Gondolieri, und der modernste Gondoliere, das Lokomotiv, führt uns durch die Lagunen, und der singt nicht Tasso's Gesänge, sondern keucht und tobt und speit Flammen aus und erzählt von dem Kampf der Elemente, der erbittertsten und feindlichsten Elemente, nicht von dem heiligen Kampf der Kreuzritter mit den Ungläubigen. Und wenn wir ja einmal diese Gesänge in den Straßen Venedigs ertönen hören, so klingen sie nach dem Goldklang englischer Guineen, und ein spekulirender Kopf berechnet, wie viel jeder Ton gekostet.

Glaube auch nicht, daß du Petrarca's Gesänge hören wirst, die ein Verliebter unter den Fenstern seiner Geliebten zur Guitarre singt! Petrarca hat Abschied genommen und Ständchen und Strikleitern und Gesang und Guitarre. An seine Stelle ist Verdi getreten, und wenn du in einer schönen Mondennacht nach Hause zurükkehrst, so kannst du seine neuesten Chöre, Arien und Walzer hören, die über die Lagunen und an dem Dogenpallast vorbei hinschweben und durch die Lüfte zittern, und die aus dem Theater heimkehrenden Italiener den Vorübergehenden zusingen, wie sich einst die Gondolieri Tasso's Gesänge zusangen.

Aber die Literatur lebt doch noch auf den Straßen. Dort in der Ecke kauert ein Junge vor einem großen Haufen Bücher, daneben ein Maronimann und zur Linken ein Limonadeverkäufer. Die neueste und interessanteste Literatur liegt da aufgehäuft, und alle Stände der Welt stehen davor, Reisende, Abbati, italienische Jungen, Lazzaroni und englische Mylords. Der Junge aber liegt stolz wie der Großkommandeur der ganzen Literatur da, und kümmert sich wenig um Alles, was die sagen mögen; wenn er nicht da ist, so steht es schlecht um die Literatur, und nach allen Debatten über den Werth der Poesie wartet man doch auf seine Antwort, und die lautet: „Tasso kostet zwei Paoli, Signore! il barbaro forestiere hat noch mehr zu zahlen als die Andern," setzt er leise brummend hinzu.

Den Polichinell, den Großmogul aller Marionetten der Welt, will ich gar nicht nennen, den kennt die Welt sehr genau, und man kann sich Neapel ohne Polichinell nicht denken, die beiden Begriffe schmelzen in einen zusammen. Dieses Theater wird immer auf der Gasse abgehalten, und alle Neapolitaner, selbst die der gebildeten Klassen, haben Interesse daran. Gewöhnlich bilden sich unter den Zuschauern Partheien für die eine oder andere Figur dieses Schauspiels, die mit gewaltiger Lebendigkeit gegen einander auftreten. Eines der besuchtesten Puppenspiele befindet sich dem Kastello Nuovo gegenüber (Neapel hat dieser Assekuranzanstalten für die öffentliche Sicherheit mehrere aufzuweisen), das Puppenspiel und die jubelnde Menge gegenüber dem Kastell, das so oft Tod und Verderben auf die Lebenslustigen herabgeschleudert! Wie oft mag die Wache, die vor dem Thore desselben auf- und abgeht, stehen bleiben, sich auf die Muskete stützen, und sehnsüchtige Blike hinüberwerfen nach den herrlichen Szenen, die dort drüben aufgeführt werden, indeß sie dastehen muß und nichts Klügeres zu thun hat — als Neapel zu bewachen. Wirklich ein trauriges Geschäft! Hart neben dem Polichinell ist die Post, und die Fremden, wenn sie ihre Briefe holen, müssen daran vorbei. Die sämmtliche deutsche Gelehrsamkeit muß auch da vorbei gehen, wenn sie Korrespondenzen nach der Heimat auf die Post trägt, dann lächelt sie stolz über dieses niedrige Vergnügen und vergißt daran, daß sie selbst in ihrem Aufzuge sehr oft die Ehre hat, dem schaulustigen Neapolitaner ebenso zur Unterhaltung zu dienen — wie der Polichinell.

Die Improvisatoren und Deklamatoren auf dem Molo des Hafens fangen an, auszusterben. Ich weiß nicht, woher das kommt. Stirbt die Poesie aus, oder die Empfänglichkeit dafür? Es ist gar so eigenthümlich, die Neapolitaner herumgeschaart zu sehen in den malerischsten, herrlichsten Stellungen um den Improvisatore, der mit echt italienischer Gluth ihnen seine Gesänge vorträgt. Ich möchte einmal unsere deut-

schen Poeten sehen, wenn sie gerade von einer Audienz kommen, die sie bei einem Fürsten gehabt, und im Staatsfrake und mit der Klaque unterm Arme nach Hause rennen, um die Begeisterung in Louisd'ore auszuwechseln, und nun plötzlich das deutsche Volk, an das sie so glühende Tiraden richten, sich um sie schaaren und schreien würde: Ein Lied! ein Lied! Das gäbe auch malerische Stellungen!

Zu den wichtigsten Wesen in Italien gehören die öffentlichen Schreiber. Wir treffen sie hauptsächlich unter den Arkaden der Theater oder öffentlichen Palläste. Am Theater San Carlo in Neapel sitzt eine ganze Menge. Gewöhnlich sind es kleine, untersetzte Figuren, die die Merkmale des Mangels an sich tragen. Ein kleiner Tisch, Tintenfaß, Papier und Feder sind ihre Werkzeuge. Zu ihnen kommen Bäuerinnen, die an ihre Liebhaber schreiben wollen, oder an einen hartherzigen Eigenthümer ihres kleinen Grundstükes, der sie bedrükt, oder Soldaten, die wieder an ihre Geliebten die heißesten, glühendsten Worte richten, die der Schreiber ordentlich und schulmeisterlich zurechtlegt, und nach Maßgabe der Grani, die er dafür bekommt, werden sie auch schöner, wie er meint, und poetischer. Für zwei Karlini wird unser Schreiber zum begeistertsten Liebesdichter, ein neapolitanischer Anacreon. Hin und wieder sieht man auch Gefangene in Fesseln und Ketten, von einem Soldaten begleitet, zu ihm hintreten. Es sind Galeerensklaven. Der Soldat geht indes zum Maroniverkäufer, oder Makkaroni werden verspeiset, oder er knakt Nüsse, unbekümmert um Alles, was um ihn vorgeht. Mit klirrenden Fesseln tritt der Gefangene vor den Schreiber, und aus dem Bagno, und von der Ruderbank und aus den Fesseln schwingt sich seine Seele in die Heimat, in die felsigten Thäler der Abruzzen, und dort sieht er Vater und Mutter, und Gattin und Kinder, oder die Geliebte, und dabei strömen glühende Worte aus seiner Seele in die Feder des Schreibers. Ob wohl der begeistertste Dichter, wenn er unter den Arkaden an dem Platze des Schreibers sitzen würde, die Worte glühender, inniger setzen könnte, als sie aus der Seele des Gefangenen strömen? Der Lazzarone übrigens, der mit Allem seinen Spaß und Scherz treibt, heute unter den Füßen der größten Volksmenge seine Schwärmer entzündet, daß die Massen auseinanderfliegen, morgen Engländer bei seinem Volksfeste ins Wasser wirft, und eben so schnell wieder hineinspringt, um sie herauszuholen, der, wenn Ihr ihm ein leichtes Stökchen gebt, es in Euere Wohnung zu tragen, mit dem Trinkgelde nicht zufrieden ist, sondern sich den Schweiß von der Stirne wischt, und dabei ausruft „Oh, che peso, che peso, Signore!“ — „Was für ein Gewicht, Herr!“ — über den die ganze Welt lachen muß, nur kein englischer Mylord — dieser Lazzarone hat eine so unerschütterliche Achtung vor dem Schreiber, wie vor seinem Beichtvater, er bewundert die Lite-

ratur, die Wissenschaft in ihm, es ist das einzige verkörperte Stück Aufklärung, das in sein Leben hineinreicht „ein Abgeordneter der ganzen Menschheit“ die da lieset schreibt, dichtet, rezensirt, kritisirt, referirt, steht oder sitzt eigentlich der Schreiber vor ihm, und die Menschheit hat sich zu bedanken für den Tribut, den der Lazzarone ihm zollt. Man kann sich nun die Verlegenheit vorstellen, in die der arme Kerl geräth, wenn er dem Schreiber nicht so recht traut, und fürchtet, daß der nicht Alles so schreiben werde, wie er es meint, oder etwas davon zurükbehalten könnte zu seinem eigenen Nutzen, oder daß Jener „Eccelenza“ geschrieben, indes er mit dem Titel „Eminenza„ freigebig war, und mit welchem Staunen er ihm in die Schrift über die Schultern sieht, und den Augenblik nicht erwarten kann, wo Jener die Feder ausgespritzt, weggelegt, die Brille noch einmal gerichtet, eine Prise Tabak genommen, sich auf dem Sessel hin und her geschoben hat — das ist der Charlatanismus seines Metiers, und ohne Tabakdose und Brille, und ohne alle diese Prozeduren würde es mit signore scriba jämmerlich aussehen — und dann endlich das Papier zur Hand nimmt, und mit klarer Stimme, im Bewußtsein seiner unendlichen Ueberlegenheit ihm den ganzen Brief vorliest. Dazu denke man sich das Staunen des Lazzarone, wie er seine eigenen Worte und Gedanken nur in ordentlichem Kleid und nettem Anzuge vor seinem Herrn und Protettore erscheinen sieht, indeß er gar nicht gedacht, daß damit soviel anzufangen sei, dann wird das Geld ausgezahlt, und freudig trägt er seinen Brief weg. Wie bei uns jeder Advokat einigen besonderen hochadeligen Familien, so besorgt der Schreiber irgend einer Lazzaronifamilie, deren Stammbaum, Seitenlinien, Verwandtschaftsgrade er genau kennt, ihre Geschäfte. Er vererbt von Vater auf Sohn, und muß diese Protekzion wohl zu schätzen wissen, dem Chef des ihm anvertrauten Lazzaronistammes hin und wieder am Hafen, wo diese hochwichtige Person sich Fremder aufdringt, ihnen ihr Gepäke entreißt und Prügel empfängt, oder am Merkato, wo er seine Makkaroni mit ächt neapolitanischer Künstlerschaft verzehrt, am Toledo, wo er Studien im Taschendiebstahl macht, seine Visitten abstatten. Wenn der Schreiber einen Sohn oder eine Tochter verheirathet, so kann er ihnen als Mitgift eine Anzahl von Lazzaronifamilien abtreten, und ihnen die von diesen Häusern zu erwartenden Einkünfte als Heirathsgut anweisen.

Das interessanteste Stük Literatur auf der Gasse ist aber die deutsche Gelehrsamkeit, wenn sie durch die Straßen marschirt. Ein großer langer Rok, Brille auf der Nase, Kopf vorgestrekt, die eine Hand auf dem Rüken, die andere das Buch haltend, einen Bleistift zwischen den Fingern, dann ein Cicerone, auf dessen Worte sie halb hören, indeß sie die andere Hälfte ihrer Aufmerksamkeit auf das Buch ver-

wenden, und hinterher ein Haufe kleiner, zerlumpter Bettelſungen und Lazzaroni, die ihnen irgend Etwas zum Tragen abnehmen wollen, dann Vetturinsſenſale, Fiaker u. ſ. w. Das macht den vollſtändigen Aufzug der Reiſenden, namentlich der deutſchen Gelehrten aus, und ſo ziehen ſie durch Italien. Ich habe einmal in Innsbruck in der Hofkirche einen deutſchen Gelehrten geſehen, der herumgeführt wurde, und ſich nach jeder Kleinigkeit außerordentlich genau erkundigte, und wenn man ihm nun die bemerkte Stelle zeigte, ſo antwortete er „So?“ machte mit ſeinem Bleiſtifte im Buche einen Strich, und ging weiter, ohne ſich die Sache im mindeſten anzuſehen. Er war der Erſte dieſer Gattung, den ich ſah, als ich nach Italien reiſete; ich habe ſpäter ſehr häufig dieſe Erſcheinung getroffen. Wenn gerade ein Donnerſtag iſt, nämlich der Tag, welcher in der ganzen Woche einzig und allein zur Beſichtigung des Vatikans beſtimmt iſt, da kann man ſie in der größten Sonnenhitze dahin eilen ſehen; dann werden die Säle in der größten Schnelligkeit durchflogen, und der Vatikan iſt abgemacht. Es gibt wohl Mittel und Wege, um auch außer dieſem Tage in den Vatikan eingelaſſen zu werden, aber darum kümmern ſich die Wenigſten, wenn es nicht im Reiſehandbuche ſteht. An einem ſolchen Donnerſtagnachmittage iſt es eine wahrhafte Erbauung, durch den Vatikan zu gehen. Vor der Schule von Athen, der Transfigurazion von Rafael ſteht ein ungeheueres Gerüſt, vor dem Gerüſte ein Cicerone, und hinter dem Cicerone ein Reiſender. Dann ſagt der Cicerone: „Das iſt die Schule von Athen“ und der Reiſende iſt über den Anblik entzükt. Die Begeiſterung galt aber wahrſcheinlich dem Gerüſte, denn von dem Bilde war nichts zu bemerken. Unter den Antiken iſt es ein peinliches Gefühl herumzuwandern; man ſieht lauter Unglükliche; da und dort rennt Einer, und ruft dir zu „Um Gottes willen, mein Herr, können Sie mir nicht ſagen, wo der Apoll vom Belvedere iſt; da renne ich ſchon eine Viertelſtunde herum, und kann ihn nicht finden“. Man weiſet den Unglüklichen an Ort und Stelle. Nun aber kommt der Kuſtode, und will zuſperren. Jetzt erreicht die Herzensangſt des Bedrängten den höchſten Grad, und er ſchreit „Um Gottes willen, mein Herr, ich habe meinen Platz in der Deligence auf morgen ſchon bezahlt, und habe den Apoll vom Belvedere noch nicht geſehen!“ Abends im Kaffeehauſe theilen ſich die Glüklichen ihre Beute mit. Da heißt es: „Ich habe heute vier Gallerien und zehn Kirchen beſucht. Ich kann bald abreiſen“. Darauf antwortet der Andere: „Da gratulire ich Ihnen, ſo weit bin ich noch nicht, ich habe noch den ganzen Abſchnitt „Von den Ruinen“ zu beſehen“. Darauf wird das Buch herbeigeholt, und er zeigt ihm vierzig engbedrukte Seiten mit den Worten „Das iſt noch ungeheuer viel!“ Der Andere aber antwortet: „Aber Sie ſind auch nicht ſchnell genug, bei mir geht das anders. Es kommt nur auf den täglichen Maßſtab an!“ Da

wird von den Ruinen gesprochen, wie von einem Haufen Wolle, den man zu sortiren hat, oder sie stehen auf der Gasse, (in einem kleinem Orte z. B. Tivoli,) und ein Junge rennt auf sie los, macht sich mit Mühe Platz durch die Menge von zerlumpten Jungen, die um sie her versammelt sind, — es ist an solchen Orten immer ein Volksschauspiel, — und bringt ihnen theilweise behauenen Stein mit den Worten: „den habe ich aus der Villa Hadrians mit Gefahr meines Lebens genommen," (der Junge agirt dabei wie ein französischer Schauspieler,) da habt ihr ihn!" die Reisenden sind überselig, geben was verlangt wird, und der Junge lacht herzlich über den gelungenen Spaß. Das Volk wird verwöhnt, verdorben durch die Fremden, und alle Schuld der Eigennützigkeit und Entsittlichung der untern Volksklassen ist ihnen zuzuschreiben, sie hausen ärger als ein Feind in dem unterworfenen Land. Von Ernst, Würde in ihrem Benehmen gegen die Italiener ist keine Spur vorhanden. Die wenigen Schimpfwörter, die in der Grammatik stehen, sind bald abgebrannt, und dann stehen sie verlassen da. Der Italiener zeigt ihnen, daß es auch noch andere gibt; — es ist der herrlichste Unterricht, den der Fremde erhalten kann. Einen der unzähligen Fälle, die ich in dieser Art erlebt, will ich erzählen. Das Grab Virgils wird wegen der schönen Aussicht, die man von diesem Punkte genießt, oft besucht. Die Reisehandbücher sagen, daß Virgil da begraben sei. Es ist Privateigenthum, und der Besitzer hat eine Holzwand um das Grab gemacht, und verlangte von mir fünf Franken als Eintrittspreis. Ich lachte und ging, kümmerte mich auch weiter nicht um seine nun erfolgenden Preisherabsetzungen. Gleich nach mir kam eine Menge deutscher Gelehrten, gefolgt von einem Schwarm der Bevölkerung des Posilipp, Jeder wollte um Gottes Barmherzigkeit willen wenigstens einen Bajocco. (Das ist die stehende italienische Bitte um Almosen.) Jeder Schritt Weges mußte der drängenden Menge abgestritten werden. Als man bei der Thüre angelangt war, kam der Eigenthümer und that dasselbe Verlangen, wie bei mir; der Wortführer der Reisenden gerieth in den schrecklichsten Zorn, deducirte nach Hegel's Rechtsphilosophie, welchen Eingriff er in die Rechtssphäre seines Nächsten dadurch begehe, drohte mit der Polizei u. s. w. Jetzt war der passende Augenblik gekommen. Der Neapolitaner begann eine Flut von Verwünschungen über die Reisenden auszuschütten, von denen sie vielleicht nicht den geringsten Theil verstanden. Zu gleicher Zeit fing der Lärm im Rüken an, Hartherzigkeit wurde ihnen vorgeworfen, die Menge schimpfte, schrie und tobte. Einige Damen von Posilippo weinten sogar. Es war eine herrlich einstudirte Komödie. Nach einem Monologe schritt man durch die Thüre und jeder zahlte fünf Franken. Das einzige Mittel in solchen Fällen ist Kälte und Ruhe, weil der Italiener da auf einem Terrain zu kämpfen hat, das er nicht kennt, und wirklich führt es regelmäßig zum Ziel.

Die Summen Geldes, die die Fremden auf jene Art an das Land verschwenden, wiegen wahrlich die Entsittlichung nicht auf, die daraus entsteht, und es wird eine Zeit kommen, wo die Italiener selbst es einsehen werden, daß wie es einst Ueppigkeit und geistige Erschlaffung war, die sie herabgeworfen von ihrer Höhe, ebenso die Leichtgläubigkeit und Schwäche der Fremden in neuester Zeit es noch mehr entsittlicht und grade in seinen untersten und kräftigsten Volksklassen eine Saat des Unheils gestreut haben.

Da wir schon von den Reisenden, namentlich aber den deutschen Gelehrten gesprochen haben, die wandelnde Abschnitte aus der deutschen Literatur, wahrlich den deutschen Namen in Italien nicht sonderlich in seiner Achtung erhöhen, so müssen wir auch wohl einiges von den Ciceroni melden, die wieder die italienische Literatur auf den Gassen und Märkten vertreten und unzertrennlich den Reisenden angehören. Es ist nicht zu läugnen, daß es überrascht, wenn die Namen, die wir aus den Schulbüchern und dem Kornelius Nepos schon in unserer Jugend kannten, da im Munde des niedersten Volkes leben, wenn wir namentlich an der Küste von Bajan die elysäischen Felder und den Avarnus, Marius und Sulla, Virgil und die Sibylle von Cuman u. s. w. eben so aussprechen hören, wie bei uns die kleinen Jungen vom Wurstelprater und dem Sperl, von Strauß und Lanner, Nestroy und Scholz sprechen. Ob aber ein Cicerone denselben Eindruk zu machen weiß, ist zweifelhaft. Auf mich war der Eindruk ein unangenehmer. Das strömt wie ein Platzregen, wenn sie uns die Merkwürdigkeiten und Herrlichkeiten, die uns auf unserm Gange erwarten sollen, aufzählen: il Averno, il Tempio di Venere, Mercurio e Diana, Stufe di Nerone, Baja, piscina mirabilis, cento camerelle, mercato di sabbato u. s. w. werden während der Tour jeden Augenblik und fürchterlich corrumpirt in einem Athem her rezitirt. Die Ciceroni sind übrigens sehr liebenswürdig und freundschaftlich bis zu dem Augenblike, wo man etwas gegen die Aechtheit und Schönheit der angepriesenen Merkwürdigkeiten sagt. Kein Archäolog kann unversöhnlicher sein, wenn man die Aechtheit seiner Entdekung angreift, als der Ciceroni. Und man kann es ihm nicht verdenken, er lebt ja von der Bewunderung, jeden Tag ißt er etwas Antike auf, und jeden Tag consumirt er ein Stük Alterthum. In Norditalien übrigens betrachten sie die Reisenden, die schon lange in Italien sind, mit viel mehr Aufmerksamkeit, und verlangen auch weniger von ihnen, als von den eben Angekommenen, die sie mit unendlicher Geringschätzung ansehen; denn im Grunde genommen gehört doch Alles ihnen, und unser Herrgott hat es nur geschaffen, damit sie nicht verhungern. Das Forum ist ihre Domäne! Als ich einst nach einer Wanderung durch das Sabiner- und Aequergebirge herabstieg, frug mich in Fraskati ein Cicerone: Ob ich denn nicht von Räubern sei angefallen worden? Ich

verneinte es, da ich ähnliche Subjekte gar nirgends hatte entdeken können. Der Cicerone ſtampfte auf den Boden und ſagte: „Wenn ich nur ſo einige Dutzend Fremde jetzt vor mir hätte, die ſich fürchten! Ins Gebirge hinein bringe ich keinen mehr, nicht einmal nach Olevano und Civitello, da ſollten ſie's hören!“ Und aus Freude darüber, daß ich ſeine Beſitzungen, deren Ertrag ihm angewieſen iſt, für gefahrlos erklärt hatte, machte er mir mit ächt italieniſcher Großmuth das Anerbieten, den Tag darauf mich für ein Geringes nach Tuskulum zu führen. Ich dankte zum Staunen des Italieners. Dieſe offizielle Begleitung hat wohl für jeden denkenden und fühlenden Reiſenden etwas Drükendes; es iſt gerade, als ob man einem Blinden die Speiſen zerſchneide und ihm dann Meſſer und Gabel in die Hand gäbe und ſpräche: Jetzt iß. Die Anſchauung des Großen und Erhabenen muß frei und ungetrübt in die Seele ſtrömen, und wenn ich durch den Dogenpallaſt wandere und dieſe kalte Figur dieſelbe Geſchichte, die ſie ſchon Tauſenden erzählt hat, auch mir vordeklamirt, ſo kommen mir all die Maſſen langweiliger Reiſenden ins Gedächtniß, die je dabei geſtanden und dem Cicerone zugehört, und weg iſt die Begeiſterung! Die Reiſe durch Italien hat bis jetzt noch zu viel in Portionen getheiltes Entzüken, zu viel obligate Herzensergüſſe und viel zu viel Natur- und Kunſtgenüſſe, die einen Thaler fünf jute Groſchen koſten. M.

Dichterzorn.

Es herrſcht im weiten Land
Die Freude, wundertönig —
Verlor doch den Verſtand
Beinahe ſchon der König.
Er ſaß im hellen Staat
Auf ſeinem prächt'gen Throne
Und die Juwelenſaat
Blitzt von der gold'nen Krone.
Statt Waſſer ſprang im Teich
Der köſtlichſte der Weine
Rükſtrahlend vom Bereich
Mit hundertfachem Scheine.
Die ſchönſte Mädchenſchaar
Schwebt ſie im Reigentanze
Manch ſchmachtend Augenpaar
Erglüht im Liebesglanze.
Berauſchende Muſik
Erfüllet rings die Lüfte,
Es löſen ihr Geſchik
Die Blumen durch die Düfte.
Das Volk raſ't hin und her
In Sinnenluſt verloren,
Der Klügſte weiß nicht mehr
Den Tag, wann er geboren.
Und weil dies Feſt zum Preis
Des Sieges ward begangen,
Den ſich im blut'gen Schweiß
Die Tapferſten errangen;

Und weil durch dieſen Sieg
Die Krone ward gerettet,
Und abgethan der Krieg
Mit Feinden, jetzt gekettet —
So nahte ſich dem Thron
Frohlokend auch der Dichter,
Es galt dem Heldenſohn
Sein Lied und dem Vernichter.
Er ſprach: „o König! laß
Genug jetzt ſein der Freude
Doch nicht des Ernſtes Haß,
Auch ſeine Kraft vergeude.
Auf ſoll dein Volk mit Muth
Zu neuer That ſich raffen,
Daß nicht in Sinnes Glut
Die Sehnen ihm erſchlaffen.
Darum, o König! hör'
Mit dir die Völker alle
Den Geiſt, den ich beſchwör'
Durch meiner Leier Schalle.
Ich will ein Bild der Zeit
Im Lied euch wiedergeben,
D'rin ſoll für Ewigkeit
Der Helden Namen leben!"
Der König kehrt ſich ab:
„„Wer rief dich in die Schranken,
Was ſoll uns Dichtergab',
Was ſollen uns Gedanken?!
Dein Lied iſt viel zu ernſt
Für unſ're Zecherkreiſe,
Und wenn du dich entfernſt, —
Wir halten dich für weiſe.
Wir wollen ja nur bloß
Gedeihen und genießen,
Daß in des Wohlſeins Schooß
Die Tage uns verfließen.
Wer wird für Zukunft weit
Im Vorhinein ſich plagen,
Was nützt Vergangenheit
Iſt jetzt gut unſer Wagen.
Wir leben in die Welt
Vergnügt und ohne Sorgen —
Wen dirs am Eſſen fehlt,
Komm um die Reſte morgen.""

Der Dichter aber ging
Aus jenem Land zur Stunde,
Sein Aug' vernichtend hing
Rings auf der Völkerrunde;
Es war verſtummt fortan
In ihm des Sanges Reigen
Sein Fluch war abgethan
Durch ein entſetzlich Schweigen.

Der König, Volk und Land
Verſchwand aus der Geſchichte;
Sogar vom Namen fand
Man niemals wo Berichte.

Ludwig Foglar.

Ueber die Zukunft der schönen Literatur in Ungarn.

Die Literatur in Ungarn zerfällt in eben so viele Theile, als es da Nazionalitäten gibt. Wie geringfügig, sei's an und für sich, sei's in der Meinung Anderer, die beiden nicht magyarischen Theile, nämlich die deutschen und slavischen sein mögen, so dürfen sie bei gegenwärtiger Betrachtung doch nicht außer Acht gelassen werden.

Die magyarische Literatur macht zwar bedeutende Fortschritte, ist aber von einem völligen erfreulichen Gedeihen und Entfalten, von dem Zeitpunkte, wo sie im Chorus der europäischen Literatur eine wahrnehmbare Stimme wird geworden sein, ziemlich ferne. Die wenigsten der magyarischen schönen Geister nehmen in ihren geistigen Schöpfungen jenen hohen Standpunkt ein, von dem aus sie das große Treiben der Völker oder auch nur der verschiedenen Sprachstämme in Ungarn überschauen könnten. Die Wenigsten haben den hohen Zwek der Kunst: Patriotismus. Patriotismus ist das Schibolet, an dem allein sie sich erkennen wollen lassen; darum ist die von den schöngeistigen Magyaren geschaffene Welt bloß von Magyaren belobt, als gäbe es von den Karpathen bis an den südlichen Saum Ungarns keine andern Ungarn, als magyarische; alles Andere, was noch im Lande von nicht magyarischem Elemente lebt, ist da größtentheils ignorirt oder mit Naserümpfen behandelt. Das ist der originale Theil der magyarischen Belletristik. Wo sie sich hingegen in der Nachbildung europäischer Produkte gefällt, da stoßen wir zumeist auf Uebersetzungen aus dem Französischen, das heißt, schlechte Nachbildungen, in denen Arpad's, Gyula's, Geisa's sich wie französische Romanhelden gebärden. Und so besteht die moderne magyarische Belletristik theils aus tausendmal wiederholten Népdal's, Volksliedern, die übrigens nichts weniger als die gesunde kernhafte Einfachheit der Volkssprache, als Gepräge an sich tragen, und theils aus Dichtungen, die nach der französischen Schule fabrizirt, und mit den Nazionalfarben angestrichen sind.

Die deutsche Literatur in Ungarn! — Fände doch eine Analogie statt zwischen den deutschen Arbeitern im Felde des Geistes, und zwischen den deutschen Feldarbeitern und Industriellen. Diese sind als Ansiedler nach Ungarn gekommen, um da, wenn auch nicht Magyaren, wenn auch nicht Brüder derselben der Sprache nach, doch im Geiste zu werden; sie geben den „Honfi" (Sohn des Vaterlandes) zwar nicht im Urtexte wieder, aber in tüchtiger Uebersetzung; denn sie arbeiten, nähren sich, erfreuen sich der Verfassungswohlthaten, und helfen den Flor des Landes befördern. Es ist mit den deutschen Bürgern Ungarns so, wie mit einigen wenigen deutschen Dichtungen, die dem

Geiste nach weit eher Zierden der ungarischen Literatur zu nennen sind, als viele in ungarischer Sprache verfaßten.

Und so sollte es überhaupt mit den deutschungarischen Schöngeistern sein. Allein dem ist nicht so, die meisten kehren in den Schooß ihrer Großmutter Germania zurük, und die wenigen, die da bleiben, sind mit den heimischen Zuständen größtentheils unbekannt, oder haben wenigstens keine Simpathie dafür; ihre Geistesprodukte gehören dann der ungarischen Literatur eben so wenig an, als die Psalmen eines tunguſischen Dichters.

Mit der slavischen Literatur in Ungarn bin ich völlig unbekannt, weil ich der Sprache unkundig bin, aber einen Schritt vorwärts scheint sie gethan zu haben, da die neuesten Bestrebungen der Slaven dahin gehen, anstatt der bisher üblichen czechischen Sprache die in Ungarn heimische slowakische einzuführen. Die slavisch ungarische Literatur will also auf heimischem Boden fußen.

Die drei Hauptheile der ungarischen Literatur blieben so von einander abgesondert. Es kommt aber vielleicht noch die Zeit, wo sie wie drei Flüsse in einen Strom vereint und zusammen dann ins Meer der Weltliteratur münden werden.

Und diese Zeit wird mit einmal kommen. Man wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß die magyarische Nazionalität nur gebildet nicht verbreitet werden soll; Sprach- und Nazionalitätsstreitigkeiten werden durch einen mildern aufgeklärten Geist von selbst aufhören, die Partheien werden von einander ablassen, und sich im Streben nach einem Ziele vereinigen; dann wird ein mächtiger harmonischer Dreigesang erschallen; die Geister werden allmälig dem Standpunkte näher gerükt sein, von welchem aus sie das ganze Große überschauen werden; nicht wird mehr diese oder jene Nazionalität ihren selbstsüchtigen Monolog halten; die Literatur wird das große dramatische Treiben, das in Ungarn zwischen Stämmen und Ständen webt, zum Vorwurfe nehmen, sie wird die große Trilogie wiedergeben, in der sich drei Nazionalitäten über das Wohl eines Landes berathen. Die Literatur wird an Geist und Entfaltung gewinnen, und dies wird die ungarische Literatur sein, mögen ihre Blätter mit so oder so klingenden Worten beschrieben sein. Abgesehen von den politischen Rükſichten, die das Aufgeben von Nazionalitätsstreitigkeiten und brüderliche Eintracht, wie sie den Söhnen eines Vaterlandes ziemt, erheischen, zeigt es auch von der beschränkten Anschauungsweise eines unbefähigten Geistes immer nur das Einzelne zu sehen und darzustellen, und zu meinen, ein ganz magyarisch belletristisches Werk dürfe nur auf der Haide spielen und von keinem andern Geiste durchweht sein, als vom Winde, der den Sand der Haide aufwirbelt. Das sind alte Lieder, die wir uns schon lange genug vorgesungen, und die da

draußen hören auch nichts mehr Neues vom Rößlein, das über die Haide fliegt, oder vom Czikos, der das Zigeunermädel herzt. Aber mit erneuetem Intereſſe wird man dem Dichter lauſchen, der ſich über dieſe abgegriffenen Sujets hinauswagen, und das ganze Ungarn, wie es lebt und webt, erfaſſen wird. Welch' ein weites reiches Feld fürs Drama, Roman ꝛc. Aber ehe wir's uns verſehen, wird irgend ein reiſender Ausländer, der auf ſeinen Fahrten nach neuem Stoff jagt, den Schatz erblicken und verarbeiten, und etwa einen Roman daraus machen, in welchem wir mit Staunen wahrnehmen werden, was wir bisher mit offenen Augen nicht geſehen, und dieſen Roman werden wir überſetzen; dann werden wir nachhinken, und wie üblich nach einem Winke, der uns von draußen gekommen, unſere Literatur zurichten.

Adolf Dux.

Die neueſte franzöſiſche und engliſche Literatur.

I.

Paris im Juni 1847.

Als wir uns von einander trennten, um Jeder die eigne ſelbſtſtändige Bahn der Bildung zu verfolgen, da verſprachen wir uns mit Wort und Handſchlag gegen ſeitige Mittheilungen über die neueſten Erſcheinungen der Literatur zu machen. Allein ich muß Dir nur offen geſtehen, daß ich meinem Verſprechen nur ſehr bedingt nachzukommen gedenke. Ich habe mir das näher, reiflicher überlegt, und gefunden, daß wir viel unnütze Zeit verſchwenden würden, wollten wir uns gegenſeitig über allgemein Bekanntes verbreiten. Wie ſollte es auch möglich ſein, daß Du ohne mein Erwähnen, ein Werk wie G. Sands: La mare du diable oder Lamartines: Histoire des Girondins überſehen ſollteſt, oder erſt meines Urtheils bedürfteſt um angeregt zu werden Dich ſelbſt zu überzeugen. Dagegen werden Erſcheinungen, die weniger Eklat machen, und doch dabei gehaltvoll ſind, mit Vortheil gegenſeitig beſprochen werden können; auch allgemeine Betrachtungen über den Geiſt, der in der neueſten Literatur ſeine Flügel prüfend regt, gewiß für Beide nur fördernd ſein.

Soll ich Dir von den Helden des Tages, den modernen Löwen der Literatur ſprechen, deren Ueberſetzungen unſer armes Deutſchland überfluthen, die hier in den Feuilletons der Journale wuchern, und bei uns zu Hauſe in dickleibigen Bänden die Leihbibliotheken füllen? Ich habe keine Luſt dieſen einzelnen Erſcheinungen nachzugehen, ſelbſt le Comte de Monte Christo muß von mir unberührt bleiben — aber einige Bemerkungen, die ſich mir beim Leſen dieſer Werke aufdrängten, glaube ich dir nicht vorenthalten zu können.

Man hat den neueren Romandichtern der Franzosen und Engländer vorgeworfen, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers, durch übertriebene Darstellung gräulicher Verbrechen, durch Häufung und stete Steigerung verabscheuungswürdiger Skandale in Spannung zu erhalten versuchten, und dadurch entsittlichend wirkten. Eines aber fällt mir hierbei auf, daß sie das Laster und Verbrechen nicht bloß im Volke unter den Proletariern, sondern mit einer gewissen Vorliebe in den höchsten Klassen der Gesellschaft suchen. Sie ziehen den glänzenden, goldbemalten Vorhang von dem Leben der Reichen hinweg und lassen uns in die bodenlose Tiefe anekelnder Gemeinheit hinter all dem bunten Flitter sehen. So der neue Timon, der in den höchsten sozialen Kreisen der englischen Weltstadt die Helden des Lasters sucht, so le Comte de Monte Christo. Die Lesewelt ergötzt sich daran, ja sie glaubt die Personen, die hier geschildert werden mit dem Finger bezeichnen zu können. — Suchen wir aber dem Grunde dieser Erscheinung nach — so sprechen eben all diese Schaudergeschichten nichts anderes aus, „als was ein dunkles, bewußtloses Gefühl die Brust von Tausenden ängstiget." Es ist die moralische Zerrissenheit aller Verhältnisse, der gänzliche Mangel an jedem schönen, als bloß materiellen Streben, der sich Alles bewältigend, unverhüllt ausspricht. Die ungeheure Kluft zwischen der Masse aufgehäuften Reichthumes in den Händen Einzelner gegenüber dem grenzenlosen Elende des hungernden Volkes, erbittert und empört die Gemüther um so mehr als sich nicht absehn läßt, wie ein Ausgleich dieses Mißverhältnisses ohne gänzlichen Umsturz aller Begriffe von Recht und Eigenthum als möglich gedacht werden kann. Diese Erbitterung aber hat bereits die schlechtesten Früchte getragen, denn hier ist keine Rede mehr von einer höheren Weltregierung, welche die Güter irdischen Glükes nach höhern Zweken vertheilt; dieser Glaube ist in dem Geiste der Zeit, wenn nicht untergegangen, doch in den letzten Hintergrund gedrängt, und so kann es nicht befremden, wenn der Mensch als Richter, Rächer und Vernichter auftritt, und das Schwert sinnlos über die Häupter der Tausende schwingt, das von der Hand Gottes des Gerechten, strenge aber weise geführt wird. Diese Idee, daß der Mensch als solcher das Richteramt des strafenden Gottes übernimmt, zeigt sich in all diesen Romanen klar und unzweideutig ausgesprochen, in dieser Literatur ist die Menschheit ihr eigener Gott, und gerade derselben Erscheinung begegnen wir auf andern Gebieten des Wissens, im Communismus der sozialen Theorieen, im Materialismus der neuern Filosofen, der sich unter das faltige Gewand der Gelehrsamkeit so verstekt, daß kaum der Kundige die nakten zerrissenen Stellen an demselben zu entdeken vermag.

In einer solchen Zeit kann das Erscheinen eines Buches wie Wigans the duality of the mind (proved by the structure and diseases of the brain) nicht

Wunder nehmen, welches dem ersten Anscheine nach, alle bisherige Erfahrung umzustürzen droht, im Grunde aber nur ein Curiosum über den Mißbrauch der Verstandeskräfte ist. Aller Kampf des Guten und Bösen im Menschen hat seinen Grund bloß darin, daß die rechte oder linke Seite des Gehirnes ein kräftigeres Leben entwikelt, mehr oder weniger heftige Schwingungen macht. Es gibt hier und allenthalben hochgestellte Personen, welche die Karaktere der Menschen nach der Knochenbildung am Schädel studiren zu können glauben, und die nicht unbedeutende Summen verschwenden, eine möglichst vollständige Sammlung der verschiedensten Schädelbildungen aufzustellen. Nun kömmt Wigan und zeigt ihnen wie vergeblich alle ihre Bemühungen waren, beinahe wäre man versucht zu glauben, diese neue Lehre sei nichts als ein matter Witz über die alte Thorheit.

Weil ich gerade von Filosofie spreche, so muß ich Ozanam's: Dante et la philosophie catholique au XIIIme siècle erwähnen; der gelehrte Verfasser sieht in den unsterblichen Gesängen des göttlichen Dante weder den bloßen Ausdruk einer chevalereskeu Leidenschaft noch wie viele Andere ein politisches vom Gefühle der Rache diktirtes Manifest, sondern eine Darlegung eines filosofischen Sistemes, der Scholastik des Mittelalters angehörend. Du mein lieber Freund weißt, ich bin nicht allzugelehrt, und suche mir überall eine freiere lebendigere Anschauung zu gewinnen. So will auch ich dem sehr achtenswerthen Verfasser sein Verdienst nicht streitig machen, aber mir scheint es doch, unter uns gesagt, kein ganz neuer Fund mit dieser Behauptung zu sein. Nichtsdestoweniger ist das Werk eines der ausgezeichnetsten, und wirft ein wirklich unerwartetes Licht auf das Dunkel, das bisher einen großen Dichter und ein großes Jahrhundert beschattete. Dabei ist das Buch so anziehend geschrieben, daß auch der Nichtgelehrte es mit Interesse lesen wird, und darum habe ich dir dasselbe angeführt, denn ich weiß, wie sehr du die Gelehrsamkeit ehrst; vertiefen magst du dich in ihren Labyrinthen nicht.

Was doch so ein gelehrter Herr Alles sehen kann, was andere Leute mit gesunden Augen nicht sehen können. Das ist eine alte Geschichte; daß sie aber immer neu bleibt, dafür liefert Herr Matter, General-Inspektor der königlichen Bibliotheken, Mitglied des Komités für Herausgabe geschriebener Denkmale zur Geschichte Frankreichs, einen schlagenden Beweis in seinem Werke: „Lettres et pièces rares et inedites." Wer bei Buch und Verfasser auf die Titel sieht, der wird das Werkchen gewiß mit gespannter Neugierde in die Hand nehmen; sind doch die französischen Memoiren so sehr en vogue, und nun etwas Neues, noch Unbekanntes, das über Viele derselben Licht verbreiten kann! Interessant ist das Buch gewiß und liest sich nicht un-

angenehm. Man wird es dem Herrn Matter verzeihen, daß er unter dieſe „pièces rares et inedites“ ſo manches lang und allgemein Bekannte aufgenommen hat — obſchon ein Mann mit einem ſo gelehrten Titel ein Buch ſchreiben ſollte, in dem mehr als der Titel gelehrt iſt — aber daß ſich ſo viele, wenn auch unbekannte Lappalien, ich weiß keinen bezeichnerenden Ausdruk, darunter finden, iſt nicht zu verzeihen. Gott ſei Dank, wir ſind über die Zeit hinaus, wo man jedes beſchriebene Papierſchnitzel einer berühmten Perſönlichkeit, wie die Reliquie eines Heiligen, ehrte. Wir ehren an großen Geiſtern, was Großes an ihnen war; den Staub, den ſie von ihren Füßen ſchütteln, laſſen wir billig in irgend einem Winkel der Vergeſſenheit ruhen. Aber ich bin dir noch den Beweis zu meiner obigen Behauptung ſchuldig. Ludwig XI. und ſeine Geſchichte iſt bis jetzt von allen Geſchichtſchreibern ganz falſch aufgefaßt worden. Die Eiſenkäfige, die Hinrichtung des Herzogs von Nemours, alle die Treuloſigkeit, Hinterliſt und Grauſamkeit werden durch einen einzigen Beweis entkräftet. Herr Matter hat ein Billet von der Hand Ludwig's XI. gefunden, das die Herzensgüte desſelben im glänzendſten Lichte zeigt. Dieſes merkwürdige Billet lautet ſeinem ganzen Inhalte nach:

Monsieur du Bouchaige, mon ami.

Je vous prie que soyez içi demain à matin à mon lever, pour me dire s'il fait bon à Corbueil.

Et adieu Louis.

Dieſes Billet gibt Herrn Matter Stoff zu einem Kommentare von zwei Seiten, auf welchen er ſich bemüht, zwiſchen den Zeilen zu leſen, was ohne ſeine Hilfe wohl Niemand darin leſen wird.

Dagegen wird dich Pierre Clements: „Histoire de la vie et de l'administration de Colbert, précedée d'une étude historique sur Nicolas Fouchet“ für die Mühe des Leſens reichlich entſchädigen. Das Zeitalter Ludwig's XIV. erſcheint in einem ſolchen Glanze, daß die einzelnen Größen, die ſich am Himmel desſelben zeigten, beinahe verſchwinden. Gewiß nimmt unter den Letzteren Colbert nicht den letzten Rang ein. Obſchon Forbonnais, Montyon, Lemontey, Boilly, de Villeneuve-Bargemont, Blanqui, Audiffret über dieſen großen Staatsmann geſchrieben haben, ſo iſt das Materiale doch ſo wenig erſchöpft, daß wir wirklich Neues und höchſt Intereſſantes in Pierre Clement finden. Aber nicht blos das Materiale iſt es, ſelbſt neue Anſichten für die Beurtheilung dieſer ſo folgenreichen denkwürdigen Zeit werden uns geboten, die bei der gründlichen Kenntniß und Vertrautheit des Verfaſſers mit der Lehre über die Finanzen meiſt begründet ſind. Beſonders

anziehend iſt das hiſtoriſche Vorſtudium über den Sturz des Oberintendanten Fouquet, welches eigentlich den Glanzpunkt des Werkes bildet. Dieſer gewaltige plötzliche Sturz auf ein ſo ſchnelle, gleichſam im Fluge erſtürmte glänzende Höhe der Stellung, hat von jeher die Theilnahme der in der Memoirenliteratur Frankreichs bewanderten Leſewelt in Anſpruch genommen. — Die Memoiren der Madame de Motteville, de Choiſi, de Jourville, die Werke Ludwig's XIV. („Instruction au dauphin lettre à la reine-mère du 5. septembre 1661") enthalten zahlreiche Details darüber; dem Verfaſſer ſtanden jedoch viele noch ganz unbenützte, meiſt handſchriftliche Quellen, die er alle gewiſſenhaft angeführt, zu Gebote, ſo daß wir dieſes intereſſante Ereigniß erſt jetzt im vollen Lichte ſehen. Der Gegenſtand iſt mit Liebe behandelt, mit einer Wärme, die ſich auch dem Leſer mittheilt und ihn mit ſich fortreißt. Schade nur, daß dadurch der zweite weit umfangreichere, aber eigentliche Theil des Werkes, die Schilderung Colbert's dagegen in Schatten geſtellt wird. Auch hier ſind nicht blos die Schriften der Zeitgenoſſen ſorgfältig benützt, ſondern eine ſehr große Zahl noch nicht bekannter Dokumente zu Rathe gezogen worden. Allein man lernt dadurch auch ſeine ganze Zeit beſſer kennen, die Sitten des Hofes, der Zuſtand des Volkes, Alles ſteht mit den Ausgaben des Staates in innigem Zuſammenhange — die Liſt, die Penſionen für wiſſenſchaftliche Celebritäten läßt uns einen Blik in das damalige Treiben werfen. Kurz ich kann dir nicht genug empfehlen, dieſes Werk nicht auf die Liſte derjenigen zu ſetzen, welche du nur im Falle du unnütze Zeit erübrigeſt, näher zu würdigen gedenkſt.

Ein Gleiches möchte ich von dem Unternehmen Batout's ſagen, welcher den glüklichen Gedanken hatte, die „Souvenirs des résidences royales de France" herauszugeben. Dieſes Werk wurde ſchon im Jahre 1837 begonnen, das glänzende Verſailles hat in ihm einen würdigen Geſchichtſchreiber gefunden; die Zeit des Ruhmes und der Galanterie führt er mit ſeltener Anſchaulichkeit, mit gewandter Schilderung an uns vorüber. In dem Buche über das „Palais Royal" werfen wir einen Blik in das Privatleben Richelieus, die Komödie der Fronde, die glänzenden Thorheiten der Regentſchaft, die lauten Tage der Juli-Revolution ſind es, von welchen die Mauern dieſes Pallaſtes uns erzählen. Für die großen Geſtalten der Guiſen läßt ſich kein paſſenderer Rahmen finden, als die alte Behauſung von Eu; Saint Cloud durch die Ermordung Heinrich's III. und die Revolution vom 18. Brumaire bekannt. Fontainebleau, das man nicht beſuchen kann, ohne an Chriſtine von Schweden und Napoleon zu denken, geben Stoff zu lebensvollen Schilderungen, zu ernſten Betrachtungen. Und, man muß es geſtehen, Batout hat den rechten Ton in der Be-

handlung getroffen und die Aufgabe, die er sich gesetzt, glänzend gelöst. Diesen schließt sich nun als neue Folge das alte, unheimlich ernste Schloß von Amboise an. — So ein altes Schloß kam mir immer wie ein Mensch vor, der durch irgend ein Wunder Jahrhunderte alt geworden, sich nun in den neuen Zeiten nicht zurechtfindet, und nur des Abends, wo die unheimlichen Geister einer dunklerer Zeit ihren grauenhaften Spuk treiben, redselig in geheimnißvollen Flüstern von dem erzählt, was seine alten Thürme und dunklen Mauern Grauenhaftes und Entsetzliches gesehen. Gerade das Schloß von Amboise ist es, was vor Allem diesen Eindruk macht, und in der That wüßte es zu reden, das Mark in unsern Gebeinen müßte bei seinen Erzählungen vor Schrek erstarren. Nach den Schiksalen der ersten Herrn von Amboise würde es von Karl VII., Ludwig XI. und Charlotte von Sovoyen, von Karl VIII. und dessen beiden Schwestern Jeanne und die Madame de Beoujeu, von Ludwig XII. und Franz I. erzählen; dann kömmt nach Heinrich II. die furchtbare Zeit der Religionskriege, andere Gestalten erscheinen hier handelnd, ein neuer Geist offenbart sich. Katharina von Medicis, Franz II., die Guisen, der König von Navarra, die Prinzen von Condé, der Admiral Coligny treten auf die Schaubühne. Und hätten wir so beim Grauen der Nacht diese Schatten dunkler Zeiten an uns vorüberschweben sehen, dann könnten wir uns an der froheren Schilderung liebenswürdiger Persönlichkeiten einer glänzenderen Zeit erholen, die Madmoiselle de Montpensier, die Vendome, Fouquet, Lauzun treten nun an die Stelle der alten Helden, nicht so ernst, aber darum nicht minder wahr und lebendig gezeichnet. Dabei ist dieses Werk keine bloße Kompilation, Vatout hat ernste, tiefe Studien gemacht, deren Resultat er uns gibt, und so wird dasselbe nicht blos den Leser, der nur Unterhaltung sucht und nach pikanten Anekdoten und Charakterzügen hascht, zu fesseln wissen, auch der ernste Forscher wird es nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Billig sollte ich dich noch auf die „Voyage au Darfour" von Perron übersetzt, auf Viktor Jacquemont's „Reise nach Indien" aufmerksam machen, auch Kapitän Ball's „personal narrative of seven years in Spain" verdiente nähere Prüfung. Aber über dergleichen Werke läßt sich meiner Meinung nichts sagen, man müßte denn einen Auszug geben wollen. Anführen will ich dir für diesmal blos noch: Flouren's „Buffon histoire de ces travaux et de ses idées," das an interessanten Daten reiche Werk: „A history and description of modern wines" von Cyrus Redding und vor Allem die „histoire de Théodoric" vom Marquis du Boure, das eine Zeit schildert, wo ein neuer ungeahnter Geist über den Trümmern der gestürzten alten Welt durchzubrechen sucht. Theodrich erscheint hier wahr-

haft groß, und der Tod des Boethius gibt dem Ganzen nebst dem historischen ein tieftragisches Interesse.

Und nun für diesmal genug, du weißt nun was du von mir zu erwarten hast, und schreibe mir nur aufrichtig, ob dich meine Briefe zufriedenstellen und ob du glaubest, daß sie dir von Nutzen sein könnten. Dann will ich fleißig meine Berichte fortsetzen; findest du sie aber, wie ich fast befürchten muß, zu mangelhaft, und die Wahl des Besprochenen zu willkürlich, dann muß ich dir gestehen, thäte es mir um Zeit und Mühe leid, Güter, mit denen ein Mensch in meinen Verhältnissen nie sparsam genug umgehen kann. Und nun lebe wohl und laß bald Etwas von dir hören. Es bleibt aber bei unserm Abkommen, daß unsere freundschaftliche Korrespondenz von der wissenschaftlichen Ein für Allemal streng geschieden sei — sonst erhältst du dein Schreiben mit Protest zurük.

Ueber die Fortsetzung von Alexander von Humboldt's Kosmos.

„Je mehr ich ihn kennen lerne," sagt Goethe über Alexander von Humboldt, „desto mehr bewundere ich ihn, und wir kennen uns schon seit langer Zeit." Eben dasselbe ließe sich mit gleichem Rechte von seinem „Kosmos" sagen. Dieses Buch, dessen Erscheinen von der gelehrten und ungelehrten Welt mit einer vielleicht vordem nie dagewesenen Erwartung entgegengesehen wurde, hat neben dem begeisterten Enthusiasmus der Einen gleichwohl bei einem großen Theile der Männer vom Fache sehr kühle Bewunderung gefunden. Davon freilich kann nie die Rede gewesen sein, dieses unsterbliche Werk aus der Reihe der großen Erscheinungen des Tages streichen zu wollen (und wie vergeblich wäre auch diese Bemühung), allein man hat ihm von vielen Seiten einen gewissen Dilettantismus vorgeworfen, und die streng gegliederte Form wissenschaftlicher Erkenntniß in demselben vermissen wollen. Ich werde mir über den Grund oder Ungrund dieses Vorwurfes kein bestimmtes Urtheil erlauben: man müßte zugleich ein eben so großer Astronom, Fysiker, Chemiker, Geologe, Botaniker, Zoolog und Paleontolog sein, als es Alexander von Humboldt selbst ist, man müßte so tief wie er in die Geschichte aller Wissenschaften eingedrungen sein, um ein solches Werk einer gründlichen Analyse und wissenschaftlichen Kritik unterwerfen zu wollen. Gleichwohl werden mir einige bescheidene Bemerkungen erlaubt sein, die ich nun nicht ohne

alle Zuverſicht, daß etwas Wahres in denſelben enthalten ſein müſſe, ausſpreche, als zu meiner freudigen Ueberraſchung der durch ein Schreiben des Herrn Hoefer aus Potsdam (an die Redakzion der „Revue nouvelle encyclopaedique in Paris") bekannt gegeben, gewiß von Wenigen erwartete Inhalt des zweiten Theiles zu meinen Gunſten ſpricht.

Man hat nämlich, wie ich glaube, die große Bedeutung und den eigentlichen hohen Zwek dieſes Werkes größtentheils verkannt. Es gibt in den Naturwiſſenſchaften, wie in allen andern Zweigen des menſchlichen Wiſſens, Männer, welche überall mathematiſche Beweiſe und poſitive Fakta ſehn müſſen, wo ſie glauben ſollen, welche den Erfinder eines neuen Apparates, einer neuen mathematiſchen Formel, durch welche ſich ein Naturgeſetz ausdrüken läßt, über die tiefſte filoſofiſche Einſicht der Natur als Ganzen ſetzen, und nur Erſteren den Ruhm, die Wiſſenſchaft ſelbſtthätig gefördert zu haben, gelten laſſen wollen. Muß nun auch, wie Humboldt ſelbſt geſteht, ja zur Bedingung alles wahren Wiſſens macht, die genaueſte, bis in das kleinſte Detail gehende Kenntniß des Einzelnen die Grundlage alles wahren Wiſſens ſein, ſo darf man doch nicht überſehen, daß vom höchſten Standpunkte aus es nicht blos erlaubt, ſondern um eine umfaſſende Ueberſicht zu gewinnen, ſogar nothwendig bedingt ſei, die Konſtrukzion einzelner Theile des großen Baues der Erkenntniß, in welchen ſelbſt die einzelnen Wiſſenſchaften nur als Vorhöfe daſteh'n, als bereits bekannt bei Seite zu ſetzen, um den Blik auf die Schönheit und Harmonie des architektoniſchen Ganzen nicht zu beirren. Mit einem Worte, es wird genügen, uns blos die Reſultate zu geben, zu welchen man durch die mühvollſte, Jahrhunderte lange Forſchung gelangt iſt. Damit würde denn der oben berührte Vorwurf des Dilettantismus von ſelbſt hinwegfallen, von dem übrigens bei einem Manne ſchwer die Rede ſein kann, der als Begründer einzelner Zweige der Wiſſenſchaft gelten kann (ich erinnere nur an die Pflanzengeographie), und der durch die mühvollſten Unterſuchungen einzelner Fänomene gezeigt hat, daß ſeine umfaſſende Anſchauung des großen Ganzen auf eine durch ungeheuere Anſtrengung und Aufopferung erworbene Kenntniß des Einzelnen gegründet iſt. Daß ſich aber Alexander von Humboldt in ſeinem „Kosmos" wirklich auf den möglichſt höchſten Standpunkt menſchlicher Erkenntniß ſtellt, daß ſein Werk, weit entfernt ein blos naturwiſſenſchaftliches, oder wohl gar nur fyſikaliſches zu ſein, ein im höchſten Sinne des Wortes filoſofiſches ſei, das haben die wenigſten ſeiner Beurtheiler klar erkannt, und doch zeigt dies nicht blos der Plan, der dem Ganzen zum Grunde liegen muß, wenn alles Einzelne, wie es für den Leſer hingeſtellt wird, ſeine

Rechtfertigung finden soll, sondern, für mich wenigstens, unwidersprechlich der bald zu berührende Inhalt des zu erwartenden zweiten Theiles.

Wenn ich dieses Werk, dem man bei jedesmaligen wiederholten Lesen eine neue Seite abgewinnen wird, ein im höchsten Sinne des Wortes filosofisches nenne, so will ich damit gesagt haben, daß es eben nichts Anderes, als die letzten und höchsten Gründe aller menschlichen Erkenntniß zur Aufgabe haben kann. — Alexander von Humboldt hat mit demselben der Wissenschaft der Filosofie eine neue Bahn gebrochen, und wie ich glaube, die einzige, von der sich Heil für dieselbe erwarten läßt. Ich habe an einem andern Orte (siehe Blätter für Kunst und Literatur 1846, S. 425 die Wissenschaft und deren Fortschritt, S. 873 und 885 einige Worte über deutsche Filosofie) gezeigt, wie auf dem bisher betretenen Wege logischer Dedukzionen und à priori gefundener Sätze, die Filosofie hinter dem Leben zurückbleiben, ja sich ihm feindlich gegenüber stellen muß. Mehr noch, sie trägt, indem sie den von ihr aufgestellten Gesetzen untreu werden muß, den Keim der Zerstörung in sich selbst, und wird als Wissenschaft ganz unmöglich. Nur dadurch, wenn ich die in allen einzelnen und kleinsten Verzweigungen des Wissens, durch Erfahrung und Beobachtung, durch unausgesetzte Forschung gewonnenen Resultate mit einander zu verbinden, aneinander zu reihen weiß, wird sich nach und nach der große Bau des Wissens langsam aber unzerstörbar fest, aufführen lassen. Darum wird jede höchste Erkenntniß vom Einzelnen, und der Erfahrung ausgehen müssen; die bis jetzt ersehnte, aber noch in der ersten Kindheit stehende Naturfilosofie wird den Grund für alles höhere Wissen bilden müssen. Wer das Universum begreift, der begreift Gott und den Menschen. Daß Humboldt's „Kosmos" dieses höchste Ziel erstrebt, zeigt vor Allem der durch Herrn Hoefer bekannt gewordene Inhalt des zweiten Theiles, denn wir nun, um die Erwartung unserer Leser nicht länger unbefriedigt zu lassen, nach der oben genannten Quelle angeben wollen. Herr Hoefer beruft sich auf eine mit Alexander von Humboldt gehabte mündliche Unterhaltung. Nach ihm ist der „Kosmos" eine Filosofie der Geschichte der Wissenschaften; der erste Theil begreift die allgemeine Fysik oder die objektive Welt, der zweite Theil ist der subjektiven Welt gewidmet, das ist, der Darstellung der Gefühle und Meinungen, welche sich Individuen und Völker nach und nach über die Natur der sie umgebenden Objekte gebildet haben, er bildet so zu sagen, den ästhetischen Theil des Werkes.

„Grafische Beschreibung, Malerei, unmittelbare Beobachtung der Formen, welche die Natur sich bildet, sind die am allgemeinsten angewandten Mittel zur Kenntniß der äußeren Erscheinungen zu gelangen."

„Im Anfange des zweiten Theiles entrollt der Verfaſſer ein glänzendes Gemälde der griechiſchen und römiſchen Literatur in ihren Berührungspunkten mit der Beſchreibung der Natur. Das Heldengedicht („Homer, Heſiode") eröffnet die Scene, die Tragiker folgen. So kommt der Verfaſſer bis zu den Kirchenvätern. Dieſe ſind mit einer ſeltenen Tiefe der Auffaſſung behandelt, ja hier wird ein in der Geſchichte der Wiſſenſchaften ganz neues Element eingeführt. Das Kapitel über den heil. Baſilius und Tertullian iſt ein unübertroffenes Meiſterſtük."

„Der Polytheismus der Griechen und Römer, der moſaiſche Monotheismus bilden den Mittelpunkt, um welchen ſich die phyſikaliſchen Kenntniſſe der alten Welt gruppiren. Der Polytheismus ſucht Mannigfaltigkeit der Formen, daher iſt er den ſchönen Künſten günſtig; der Monotheismus identifizirt ſich mehr mit dem Fortbewegen der Wiſſenſchaft, er nährt das Studium der Natur, welches die Einheit unter der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen ſucht. Dieſes iſt die Grundidee, an welche ſich alle Details des Werkes reihen. Es iſt, wie man ſieht, keine unbeſtimmte, vorgefaßte, rein ſpekulative Idee, welche der Maſſe der Thatſachen zur Grundlage dient, ſie geht im Gegentheile unmittelbar aus der ſorgfältigſten Prüfung des menſchlichen Geiſtes, auf die Erſcheinungen der Natur, angewandt, hervor."

Mögen auch dieſe Angaben, wie es ſcheint, nur Bruchſtüke ſein, und nur Einzelnes aus dem reichen Schatze, welchen uns der zweite Theil des „Kosmos" bringen wird, enthalten, ſo viel geht daraus klar und unwiderſprechlich hervor, daß die oben ausgeſprochene Behauptung, den „Kosmos" als ein im höchſten Sinne des Wortes filoſofiſches Werk auffaſſen zu müſſen, durch ihn ſeine Rechtfertigung finde.

Wir aber können dieſem zweiten Theile nur in dem Gefühle entgegenſehen, wie man das Erſcheinen eines Außerordentlichen erwarten mag.

F. Mitterbacher.

Meyerbeer und Jenny Lind.

(1847.)

Meyerbeer, der Mann des Effektes, iſt unter Allen der franzöſiſchen, italieniſchen oder deutſchen Schule angehörenden Opernkomponiſten, die ſämmtlich nur für den Effekt ſchreiben, der einzige, der den Effekt ſtudirt und gemacht hat. In den neuen Produkten aller Schulen ſehen wir die Verirrungen, die die Sucht, Effekt zu machen, verurſacht hat. Der größte Verluſt unter den auf dieſe Weiſe verlornen Ta-

lenten ist Berlioz; der kleinste — aber doch ein Talentverlust: Verdi. Die romantische extreme Rekrutirungsmanie, die um jeden Preis erschütternde, aus der Luft Aufregungen herunterzerrende Romantik treibt ihr Wesen auch in der Musik dieser Zeit, und in solcher Zeit mußte Meyerbeer der berühmteste und populärste Komponist werden. Meyerbeer besitzt das große Talent zu denken — ruhig und geduldig zu denken und sorgsam zu arbeiten, zu überarbeiten, zu feilen und zu poliren. Während bei den Andern die erste Effektbedingung Wahnsinn ist, der schäumend das noch nie Dagewesene über die Zuhörer stürzen soll, damit sie wenigstens vor Schrek oder Entsetzen einen Augenblik überrascht dem Effekte erliegen, hat Meyerbeer ruhig die Massen beobachtet, genau die Effekte studirt, sein ungewöhnliches Talent für brillante und effektvolle Instrumentazion benützt, und mit Hülfe eines guten Librettо, sorgsam und mit seinem großen Talente ausgearbeiteter Nummern, mit neuerfundenen Instrumenten mit Hölle und Kirchhof, Feldlager und Hofstaat den „Robert" geschrieben — reich an Ideen, reich an Ausstattung, reich an Masseneffekten — durch die Massen und auf die Massen — den „Robert," dem Meyerbeer seinen großen Namen und seine große Popularität verdankt, der aber nach meiner Ansicht der Kulminazionspunkt seines erfindenden und mit voller Beherrschung der wissenschaftlichen Mittel arbeitenden Talentes ist. Die große Menge der originellen und reizenden, kräftigen und anziehenden Chöre und Solo's, die in ganzem Guße sich in „Robert" findet, kommt in seinen spätern Werken nicht mehr vor: selbst in den „Hugenotten" nicht, diesem Höhenpunkte der geistigen Arbeit. Die „Hugenotten," so reich sie in Vergleich mit den Opern anderer Komponisten sind, stehen als eines der größten Meisterwerke in Bezug auf Arbeit da — aber höher steht trotz der vielen imposanten Nummern darin das arbeitende als das erfundene Talent, entschieden gegen den „Robert." Die „Vielka" kann man mit diesen zwei Werken nicht auf eine Linie stellen, da sie nicht ein drittes zu diesen durch Originalität der Erfindung, durch innern Werth, nicht durch äußern, wenn auch noch so brillanten und geschikten Aufputz glänzenden Werken geben kann. Doch hat die „Vielka," wenn auch nicht von Allen so ungetheilt anerkannt, enormen Effekt gemacht, was freilich zum Theile auch auf das pompöse, allen Leuten mit der Lobtrompete als Wunder Ausposaunen der Journale in den großen Ausstattungspomp kommt. Wenn wir diese Oper, die uns am nächsten liegt, näher beleuchten, so finden wir hier das Hervortreten des arbeitenden Talentes nach stärker und im Vergleiche zu den übrigen Werken wieder mehr auf Kosten des erfindenden Talentes. Die imposanteste Nummer der Oper: der Quadrupelchor, imponirt nur durch die Arbeit. Fern sei es indoß von uns, dieser Arbeit nicht die vollste verdiente Bewunderung zukommen zu

laſſen. Der ſo ſehr gerühmten Ouvertüre dieſer, wie der Struenſeeouvertüre ſichern nur die ausgezeichnete Arbeit und die brillante Inſtrumentazion den Effekt; zum Beweiſe machen dieſe Ouvertüren vierhändig auf dem Klavier geſpielt, wo ſie ihres brillanten Staatsrokes entkleidet, und nur auf die Wirkung der Ideen angewieſen ſind — ſehr geringen Effekt. Der Pandurenchor und das Terzett im erſten Akte ſind nach meiner Anſicht die ſchönſten aus einem Guße gearbeiteter Nummern; das Tambourinlied, ſo graziös und wirkſam es iſt, halte ich eben ſo für eine dem Publikum gemachte Konzeſſion wie den Grenadierchor im zweiten Akte. Auch das Duett im erſten Akte hat ſo viele einzelne Thema's, daß es ſcheint, als habe der Komponiſt mehre Male daran zu arbeiten angefangen und wieder aufgehört, und das darf man einem Muſikſtüke nicht anſehen. So wirkſam die Balletmuſik des zweiten Aktes iſt, muß man doch geſtehen, daß ſie an Größe, Originalität und edlem Schwunge ſehr hinter der des „Robert" zurükſteht — eben ſo wie der erſte Chor im zweiten Akte. Die andern Chöre, die auf den Maſſeneffekt berechnet ſind mit Banden auf der Bühne und dem vollen Orcheſter, erreichen den beabſichtigten Effekt vollkommen, und ſtehen von dieſer Seite unangreifbar da. Im dritten Akte, deſſen Glanzpunkt das Flötenſolo iſt, begegnen wir außer dieſem, das ſo graziös, wenn auch rein gemacht iſt, einem Terzetto mit ſehr ſchönen Paſſageneinlagen der Sopranſtimme, das man aber auch nicht in geringem Vergleich mit dem wunderbar großen letzten Terzetto in „Robert" bringen kann. Die Arbeit iſt in beiden — ja vielleicht in dem der „Bielka" noch mehr — bewundernswerth; aber der hinreißende, der durch und durch erſchütternde Ideengang im „Robert" — und dieſer! Was in der „Bielka," wie in allen Meyerbeer'ſchen Werken Staunen erregen muß, ſind die Rezitative. Die Erfindung und Modulazionen, die Meyerbeer in ſeine Rezitative bringt, machen ihm auch einen Theil ſeines Effektes aus. Man muß aber im Ganzen an Meyerbeer'ſche Erzeugniſſe einen ungewöhnlich ſtrengen Maßſtab legen, viel ſtrenger als an die Erzeugniſſe anderer Komponiſten, die in einigen Wochen eine Oper ſchreiben, weil die nicht im Stande ſind, wie Meyerbeer, jedes kleine Rezitativ, jedes begleitende Inſtrument, jeden Takt endlich ſorgſam auszuarbeiten und auszufeilen. Eine ſo ſorgfältige Ueberarbeitung muß den Mangel an großer Produktivität ſo erſetzen, daß man jede ſtehen gebliebene Note faſt einer Kritik unterwerfen kann, und thut man das, ſo ſtellt ſich endlich heraus, daß Meyerbeer der Typus des Talentes aber kein Genie iſt. Er vereinigt das tiefſte Studium mit dem größten Talente, einen auserleſenen Geſchmak, mit der vollſten Beherrſchung der Form in allen Beziehungen — er verſteht wie Niemand, durch ganz neue effektvolle Fioriturен die einzelnen Nummern glänzen zu machen; er inſtrumentirt, wie man noch in allen ſeinen

Werken ſteht, auf die brillanteſte und effektvollſte Weiſe; aber eben aus mehren ſeiner letzten Werke — wie Bielka- und Struenſeeouvertüre — die immer einen ungewöhnlichen Effekt durch ihre eminente Inſtrumentazion machen, wird man zu ſchließen verſucht, daß der ſprudelnde Quell ſeiner Ideen minder reich zu fließen beginne, ja die letztgenannten Ouvertüren würden ſogar, dieſer äußern Stütze beraubt, gar nicht effektuiren, auch nicht im Publikum. Da wir kein Genie haben, das für die Oper ſchreibt, da auch Mendelsſohn ſich dieſem Zweige der Kompoſizion nicht zuwendet, iſt Meyerbeer unter den jetzt lebenden bekannten Opernkomponiſten unbedingt der größte — das konnte uns aber nicht hindern, uns mit voller Anerkennung ſeiner Bedeutung gegen die Ueberſchwenglichkeit, gegen die ſtrohfeuergleiche Exaltazion, gegen das Uebermaß von Lobhudelei, deſſen ſo Viele ſich befleißen, ernſtlich zu verwahren. Eine, Meyerbeer in vielem ähnliche und — relativ — noch überſchwenglicher in den Himmel gehobene Erſcheinung iſt Jenny Lind. Außerordentliches Studium und gute Berechnung der Effektpaſſagen haben ihr zum Theil erſetzt, was die Natur ihr nicht verſchwenderiſch verliehen hat. Der Lind muß man als einen großen Vorzug die reinſte Intonazion zugeſtehen, die man hören kann, die reinſte, die endlich denkbar iſt. Mit Meyerbeerſcher Grazie und Geſchmak verbindet ſie ein Geſangsſtudium und einen außerordentlichen Verſtand, den ſie der Menge vis à vis auf alle Weiſe geltend macht. Ihr fehlt aber eine gleiche, umfangreiche, in allen Regiſtern kräftige Stimme und vor Allem die geniale Leidenſchaft, die ſie befähigen würde, große Partien impoſant, hinreißend zu ſingen. Ihre Feinheit, der Adel ihrer Erſcheinung hat hier bezaubert und ihren großen Effekt gemacht, aber ſie iſt nicht, was man eine große tragiſche Sängerin oder eine große Schauſpielerin nennt. Zu dem erſten fehlt ihr die große Stimme, zu dem zweiten die Natur. Ihre Bewegungen, ſo edel ſie ſind, ſind genau ſtudirt, und man ſieht ihnen das an, wenn man öfters ſie beobachtet; ſie macht jede Stellung, jede Bewegung ein Mal wie das andere Mal, und das gibt ihren Darſtellungen eine geſuchte Natürlichkeit, es iſt jede kleine Geſte — Alles was ſie auf der Bühne macht, gar ſo gut überdacht und ausgeglättet — da iſt keine Begeiſterung, keine Eingebung des Augenblikes, keine natürliche Kraft, und wo bleibt am Ende die Größe des Studiums, wenn man das Studium durchſieht? Die größte Kunſt einer Schauſpielerin iſt, vergeſſen zu machen, daß ſie ſpielt, und das wird man bei der Lind nie vergeſſen. Dieſe Mängel, die an ihrem Spiele und an ihrem Geſange haften, verhindern nicht, daß ſie als ein bedeutendes Talent, als eine ſehr intereſſante Erſcheinung große Anerkennung verdient. Es iſt aber betrübend, anzuſehen, wie diejenigen, die Einfluß haben auf die öffentliche Meinung — und das haben trotz vielen odiosis

exemplis mehr oder minder Alle, die in Journalen schreiben — anstatt eines gerechten, ruhigen, independenten Urtheils, die Menge überfluthen mit ihrem Gelobhudel, wie sie eine Hungersnoth veranlassen an Superlativen, wie sie dadurch mit Veranlassung geben zu all' den Lächerlichkeiten, die das durch ihren Bombast noch aufgereizte Publikum fremden Künstlern vis à vis begeht; wie sie dazu beitragen, daß man im Auslande mitleidig lächelt über den Lindfanatismus in Wien, wo man die Pasta, Fodor, Unghер, in letzter Zeit die Garcia, die Lutzer gehört hat, die sämmtlich der Lind an Stimme und Koloratur mindestens gleich stehen, in Wien, dem Geburtsorte Beethovens, dem die Kosten für die Lindkränze die Existenz seiner letzten Tage hätten erleichtern können.

L. Engel.

Der Schutzverein in Herrnals.

Um eben und dieselbe Zeit, als der Schutzverein für entlassene Sträflinge sich in der Residenz zu bilden begann, versammelten sich in gleichem Zweke mehre tüchtige, ehrenwerthe und einflußvolle Mitglieder der Herrnalser Gemeinde. Ein analoger Verein kam dort zu Stande, und die Statuten wurden auf das Bereitwilligste von der k. k. niederösterreichischen Landesregierung bestätigt, so wie überhaupt sämmtliche Behörden sich in dieser Sache eben so zuvorkommend als einsichtig erwiesen.

Der genannte Verein hat nunmehr zwei Probejahre durchgemacht; es läßt sich daraus so ziemlich entnehmen, welche Resultate von dessen weiterer Entwiklung zu hoffen sind, und inwiefern er Schritt zu halten vermag mit dem sich selbst gesetzten Ziele und mit dem aus den Zeitverhältnissen entspringenden Bedürfnisse.

Allerdings leben wir in einer bedeutsamen und wenn auch scheinbar stillen, doch innerlich tief erregten Epoche. Ein gänzlicher sozialer Umschwung ist im Zuge. Während die Industrie- und Handelsthätigkeit sich in stets wachsenden Kreisen verbreiten, wächst auch der Anspruch der Massen auf den Genuß. Wo er Hand in Hand geht mit dem erwerbenden Fleiße, da gestaltet er sich zum Komfort, zur Behaglichkeit, zur Annehmlichkeit des Lebens, ja, mitunter blos zum sonntäglichen Vergnügen, aber all' dies in weit blendenderen Umrissen, als noch vor wenig Jahren der Fall war. Wo der Fleiß mit der Neigung zum Genießen — sei dies nun mit Schuld, oder unfreiwillig — nicht mehr das Gleichgewicht einzuhalten vermag, da stellt sich gar bald und leicht die Unmoralität ein, die eben so bald und leicht zu Verbrechen reizt, und endlich gar dazu verleitet.

Es ist also offenbar ein richtiger Schluß, dadurch günstig auf die Volksmoralität zurükwirken zu wollen, indem der entlassene Sträfling, der tief Gefallene, der Auswürfling der Gesellschaft, nebst dem nicht füglich zu verlöschenden Brandmale der Schande noch mit dem Stempel des Vorurtheiles gezeichnet, mit schonender Hand in den Schooß der Gesellschaft zurükgeführt wird, damit er einerseits arbeiten könne, und andererseits arbeiten lerne.

Die unerbittliche Erfahrung, die gestrenge Lehrmeisterin in allen wahrhaft praktischen Beziehungen, deutet indessen selbst in den Resultaten des genannten Schutzvereines auf folgende Alternative nachdrüklich hin. Entweder wird der Sträfling bereits gebessert entlassen, oder nicht; in jenem Falle reichen Vereine, die nicht unbeschränkte Vollmacht haben, über dessen Person zu verfügen, keinesfalls hin; nur wenn er im Kerne seines Wesens nach nicht demoralisirt ist, kann ihm ihre Pflege von Nutzen sein.

Der von der Herrnalser Gemeinde veröffentlichte Rechenschaftsbericht liefert den sprechendsten Beweis, daß bei Weitem nicht die Mehrzahl der entlassenen Sträflinge wahrhaft besserungsfähig war; die Direkzion that deshalb wohl, sich mehr nur auf Diejenigen zu beschränken, welche ihr nach Eingebung ihrer Menschenkenntniß in der That besserungswürdig erschienen, und wird wohl thun, sich auch künftighin nur auf dieser Linie zu bewegen.

Die Besserung des Sträflings muß im Gefängnisse beginnen — sie muß eben daselbst zur größten Ruhe gedeihen. Sie bildet ein Problem der Gefängnißkunde. Von unschätzbarem Werthe sind Rettungshäuser für die verwahrloseten Jugend, und mit Genugthuung sehen wir, daß die Schutzvereine sich allmälig in dieser Richtung zu entwikeln beginnen. Ein solcher Tempel der wankenden, eines Asils bedürftigen Unschuld ist in Wien bereits errichtet. Der Herrnalser Verein enthält in seinen Statuten ausdrüklich das Problem „jeder Art von Gefahren, welche die Volksmoralität aus dem Mangel eines redlichen Erwerbes bedrohen können, nach Kräften entgegenzuwirken". Daß dieser Zwek bei einer schlichten und auf einfache Mittel beschränkten Landgemeinde auf anderen, naheliegenden Wegen, z. B. durch die Unterbringung der verwahrloseten jungen Leute bei rechtschaffenen Lehrmeistern, zu erreichen gesucht werden müsse, versteht sich von selbst. Der Geist des Guten gebe zu all' Dem sein Gedeihen!

Tuvora.

Gedicht

v. Th. Stamm.

Mein theurer Hermann, ros'ger Knabe!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Da wir ein Herz und eine Habe,
Ein Himmel, Eine Luft, Ein Leid?
Da wir auf Einem Bänkchen schmollten,
Durch Wälder, Hain und Wiesen tollten?
Mir ist, als wär' es heut!

Mein Hermann, feuriger Gefährte!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Da Wang' an Wange sich verzehrte
Ob uns'res Plutarch Herrlichkeit?
Dann rasch hinaus, die hohen Lehren
Geübt an Mohn- und Distelheeren —
Mir ist, als wär' es heut!

Mein kühner Hermann, blonder Junge!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Da wir mit frischem Gliederschwunge
Einübten uns für ernst'ren Streit,
Den Hirsch mit raschem Blei ereilten,
Die Rennbahn und die Flut durchpfeilten?
Mir ist, als wär' es heut!

Mein edler Hermann, Bruderseele!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Da wir, Ein Herz und Eine Kehle,
Am Glutenbecher uns erfreut,
Hochjubelnd, wie der Lerche Triller,
Ein Vivat brachten unserm Schiller?
Mir ist, als wär' es heut!

Genosse meiner gold'nen Jugend!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Da wir zu ew'gen Bund der Tugend,
Mit myst'schen Zeichen uns gefeit?
Da wir geschworen, froh zu bluten,
„Jacta est alea" zwei Hutten?
Mir ist, als wär' es heut!

Mein Hermann, treuer Kampfgenosse!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Trommete rief: Zu Roß! zu Roße!
Das kühne Herz: Zum Streit' zum Streit!
Hinein wo tausend Lanzen dreuten,
Wo tausend Röhren Tod versprenten —
Mir ist, als wär' es heut!

Mein theurer Hermann! dreißig Jahre
Entfloh'n seit jener schönsten Zeit;
Wohl hat dir deine gold'nen Haare
Manch Silberflöckchen schon bestreut;
Auch meine Loken herbsten leise —
Wir treffen uns am Ziel der Reise
Zu neuem, ew'gen Heut!

Die Geiſtreichen Wiens.

Ein Lebensbild.

Tagelang, Ihr armen Schelme, müßt Ihr euch das Hirn verrenken,
Ach, unerhörten Witz zu denken!

Karl Beck.

Es gab eine Zeit, wo alle Fremden, welche Wien beſuchten, wenn ſie über alles Andere noch ſo arg räſonirten, entzükt waren von dem herzigen, gemüthlichen und naiven Tone der Wiener Konverſazion; namentlich konnten ſie gar nicht aufhören, es zu rühmen, wie reizend die ſchönen Wienerinnen „plauſchten" und äſthetiſche Berlinerinnen und hochtrabende Dresdenerinnen bekamen bei ſolchen Gelegenheiten bittere Wahrheiten zu hören. Ich ſelber habe in früheren Jahren dem naiven Geplauder mehr als einer ſchönen Wienerin mit unendlich mehr Andacht und Hingebung gelauſcht, als den Vorträgen eines Krug, Wachsmuth, Reichenbach und Herrmann, und mancher harmloſe, aber treffende Einfall eines gemüthlichen Wieners regte mich mehr an, und gefiel mir beſſer, als eine ganze Sitzung der Berliner Mittwochsgeſellſchaft oder des Leipziger Literatenvereines.

Aber die ſchöne Zeit iſt dahin, leider! und das neue Wien iſt geiſtreich geworden!

Meinen Schrek, als ich vor drei Jahren nach längerer Abweſenheit die ſchöne Kaiſerſtadt wieder betrat, und dieſe Veränderung wahrnahm, kann ich gar nicht beſchreiben; er war aber um ſo größer, als ich Gott weiß was Alles mir zuſammengeſchwärmt hatte, wie ich wieder aufleben unter meinen gemüthlichen, ungezierten Wienern. Damit war es jedoch nichts mehr! Zwar wo ich anklopfte, wurde mir noch immer freundlich aufgethan, allein auf meine einfachſte Anrede ward mir eine „geiſtreiche" Antwort! „Nur noble!" iſt die Loſung jedes Berliners! „Nur geiſtreich!" ſcheint die Loſung des neuen Wiens geworden zu ſein! Es thuts nicht anders! Wohin Du dich wendeſt, was Du verſucheſt: den „Geiſtreichen" entgehſt Du in Wien nicht mehr! und ſie hetzen Dich wie einen unglüklichen Hirſchen, bis Du erſchöpft zuſammenbrichſt, wo ſie dann, die Geiſtreichen, Dich umringen, und „Halli, halla!" anſtimmen.

Mit Thränen in den Augen und wehmüthiger Stimme hab' ich wiederholt die Schönen meiner Bekanntſchaft gebeten, mir um Gottes willen nur einmal wieder eine einzige luſtige, herzige Dummheit zum Beſten zu geben; meinen männlichen Bekannten hab' ichs grob geſagt, daß ſie mir nicht geiſtreich kommen ſollen, vergeblich! man redet nur geiſtreich zu mir, und ich möchte verrükt darüber werden.

Sagt mir Einer: Laſſe die großen Menſchen gehen und geiſtreich ſein ins Teufelsnamen, und halte dich an die Kinder! Ach, das iſt ja eben der Jammer! Du findeſt

in Wien ſchon kein Kind mehr, das Dir nicht geiſtreich zu antworten wüßte! Bübchen von fünf und kleine Mädchen von drei Jahren ſind bemüht, Dir zu imponiren, wenn Du ſie um das Befinden von Papa und Mama fragſt! Sie antworten Dir — geiſtreich, und es freut ſie nicht mehr, wenn der Vater und die Mutter ſagen: Ihr ſeid unſere guten Kinder! Sie wollen als geiſtreiche Kinder belobt und behandelt ſein!

Daß in Folge dieſer unglükſeligen Manie ungeheuer viel Dummheiten geredet und begangen werden, verſteht ſich von ſelbſt, das macht aber unſere Geiſtreichen nicht irre, ſpornt ſie vielmehr zu immer neuen Anſtrengungen an, bis ſie endlich das erſehnte Ziel erreicht haben, genial zu ſein.

Ein wirklich geiſtreicher Menſch weiß es gewöhnlich gar nicht, daß er geiſtreich iſt, mindeſtens prunkt er nicht damit. Wie anders unſere modernen Wiener-Geiſtreichen! Die wiſſens, und gewöhnlich beſchränkt ſich darauf ihr ganzes Wiſſen, und dies gibt einen ungefähren Maßſtab, wie ſich die meiſten wienergeiſtreichen Konverſazionen geſtalten. Nur ein Geiſtreicher oder eine Geiſtreiche von Profeſſion können auf dieſe Weiſe einen ganzen langen Abend in einer geiſtreichen Geſellſchaft ausdauern, ohne den ſchmählichſten Tod der fürchterlichſten Langeweile zu ſterben. Zwanzigmal, ſeit ich in Wien bin, wenigſtens, habe ich mich bei verſchiedenen Gelegenheiten ſterblich verliebt! Ich habe es mit Blondinen und Brünetten, mit Schwarz- und Goldgelokten verſucht, und der Himmel iſt mein Zeuge, wie gern ich ein dauerndes zärtliches Verhältniß angeknüpft hätte! Aber wo ich an ein Paar ſchöner Augen und an ein ſchönes Herz appellirte, da trat mir plötzlich ein ſchöner Geiſt entgegen, und entſetzt entfloh ich vor dieſen Geſpenſtern; kann es denn etwas Schrekllichunnatürlicheres geben, als ein junges, ſchönes Mädchen, das partoutement Nichts will, als geiſtreich ſein!

Unſere Geiſtreichen mit ihrem unabläſſigen Mühen immer nur geiſtreich zu ſein, gemahnen mich an die Kameele, die zum Tanze abgerichtet werden; man ſtellt in Ägypten dieſe armen Thiere nämlich in einen Stall, deſſen Fußboden aus Platten von Eiſenblech beſteht, unter welchen ein Feuer angezündet wird! Vor einigen Tagen erſt ſaß ich zwei volle Stunden lang einer jungen, ſchönen Dame gegenüber, an die ich im Auftrage einer anderen in Hamburg lebenden Dame einen Brief beſtellt hatte. Die Wienerin war, wie geſagt, jung und ſchön, und beſonders ſchien ihr Mund nur zum Küſſen und zum Lachen geſchaffen; aber dieſer ſchöne Mund küßte und lachte nicht, er ſprach geiſtreich, und er ſprach geiſtreich zwei volle Stunden lang, bis ich der ſchönen Dame gegenüber auf meinem Stuhle einſchlief, und von jenem Roſtocker studiosus

juris träumte, der Kaiser Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung in Musik gesetzt hatte und zur Guitarre absang.

Ich weiß es wohl, es ist diese Sucht geistreich sein zu wollen, nichts als eine Modethorheit, aber ganz gewiß ist sie eine derjenigen, welche länger anhalten als gewöhnliche Thorheiten und Mancher und Manche könnte darüber das Bischen Geist, das sie wirklich besitzen, am Ende verlieren und komplet überschnappen — das wäre denn doch zu viel für Spaß, liegt aber nicht gar zu fern, denn bei sehr Vielen ist es schon zur fixen Idee geworden, daß sie geistreich seien und sie verkünden es Jedem der ihnen in den Wurf kommt, just wie der arme Schelm im Narrenthurme, der allen Besuchern der Anstalt versichert: er sei der König aller Welten und befinde sich nur inkognito im Narrenthurm, behufs humanistischer Studien.

Einen „geistreichen" jungen Mann zur Vernunft zu bringen, halte ich total für unmöglich; bei „geistreichen," jungen Damen aber dürfte frommen, wenn man ihnen sagte: Es kann eine sehr geistreich und doch durchaus nicht liebenswürdig sein — seid also vor allen Dingen erst liebenswürdig, ehe ihr darauf anlegt: geistreich sein zu wollen.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Musik in Deutschland.

Wir haben eben — Gottlob! einen Zeitabschnitt hinter uns, in welchem für die echte Kunst so viel wie Nichts gewonnen, dagegen unendlich viel eingebüßt wurde; jener Periode des hohlen leeren Virtuosenthums, wo derjenige als der größte Meister galt, der mit allen zehn Fingern „am geschwindesten" spielen konnte.

Ausländer werfen den deutschen Künstlern und Kunstgelehrten oft allzugroße Gründlichkeit und Pedanterie vor und wahr ist es, es gab von jeher unter unsern Künstlern und Kunstgelehrten arge Filister; um so auffallender ist es da aber gewiß, daß in keinem andern Lande das leere Virtuosenthum solche Ueberschätzung fand als in Deutschland, daß in keinem andern Lande sich das Mißverhältniß zwischen der Anerkennung und der Belohnung, welche dem wahren schaffenden Künstler — dem bloßen Virtuosen gegenüber, ward, so grell und unerfreulich herausstellte, als in Deutschland.

Frankreich — an wahrer musikalischer Bildung zur Zeit Deutschland am nächsten stehend — schwärmte auch eine Zeitlang für Franz Liszt, Thalberg,

Chopin ꝛc.; aber es vergaß daneben seine wirklichen Künstler nicht! — In der glänzendsten Lisztperiode erwarben sich jüngere französische Komponisten und Dichter in Paris Anerkennung, Ruhm und Vermögen, und den Italienern wäre es vollends nicht eingefallen, um eines Klavier- und Violinspielers willen irgend einen Maestro — und wär' es der Unbedeutendste gewesen, hintenan zu setzen; Paganini, die Millanolo's, die bedeutendsten neuern Erscheinungen im Bereiche des italienischen Virtuosenthums, wurden in ihrem Vaterlande durchaus nicht über einen Bellini, Donizetti, Vaccai, ja selbst nicht über Verdi und Ricci gestellt, und das war vernünftig, gerecht, wie es denn auch den Italienern nur zur Ehre gereicht, daß sie die Leistungen ihrer Improvisatrice Rosa Taddei mit nicht geringerem Interesse aufnahmen, als Alles, was ein Paganini, die Millanolo's, ja ihre gefeiertesten Gesangs-Virtuosen ihnen boten.

Wie ganz anders sah es dagegen noch bis vor Kurzem in Deutschland aus! — Ich will hier nicht davon reden, daß unsere begabtesten Dichter — ein Immermann Grabbe, Freiligrath, Mosen jämmerlich verkümmerten,*) indeß Virtuosen, selbst mittelmäßige, mit sechs bis acht eingeübten Pieçen, welche sie überall abhaspelten, Ruhm, Orden, Ehrensäbel, reiche Goldernten, Doktor-Titel gewannen! Ich will nicht davon reden, daß die erste deutsche Improvisatrice, das kleine Vermögen, das sie sich durch ihre Schriften erworben hatte, auf ihren zwei Kunstreisen durch Deutschland zusetzte — ich bleibe bei der Musik und frage nur: welcher Lohn ward für ihre Meisterschöpfungen der deutschen Komponisten Spohr, Marschner, Friedrich, Schneider, A. Bergt, Berger, Lindpaintner, Lachner u. s. w. einem Liszt, Thalberg, den Schwestern Millanollo's uns andern Virtuosen gegenüber? Und jene Komponisten sind doch als Meister ihres Fachs anerkannt! anerkannt seit Jahren, nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch bis jenseits des Ozeans! — Wie es vollends jüngeren und oft hochbegabten Talenten erging, das aufzuzählen, würde zu weit führen, die Thatsache steht leider fest, daß, wie unter den Dichtern, so unter den deutschen Komponisten mehr als ein wirkliches Genie indeß verkümmert ist. Möchte zur Ehre des deutschen Volks eine solche Zeit der seltsamsten Geschmaksverirrung, durch die wir beim Auslande zum

*) Julius Mosen erhielt zwar endlich, nachdem er sich beiläufig 10 Jahre in Dresden als Advokat abgequält hatte, eine Anstellung in Oldenburg als Dramaturg und Theaterdichter mit mäßigem Gehalt, aber seine beste Kraft war nun unwiderbringlich hin, und Freiligrath ist Buchhalter bei einem Londoner Buchbinder! — und jetzt — Friedrich Hebbel? wo bleibt für ihn, den größten Dichter der neueren Zeit, die Anerkennung durch die That?

Gelächter wurden, nie wiederkehren! *) Mit Rührung und gerechtem Stolz aber erfüllt es uns, wenn wir finden, wie Herrliches, ja Großes trotz der aller ungünstigsten Verhältnisse während der Virtuosenepoche noch immer von unsern deutschen Meistern geschaffen wurde. Fassen wir dies näher in's Auge, so stellt es sich heraus, daß Deutschland gegenwärtig unter allen Ländern in musikalischer Hinsicht der Vorrang gebührt. Der Verfall der Kunst in Italien wird von den Italienern selber eingestanden, England muß sich mit dem vorerst noch begnügen, was ihm vom Auslande Ausgezeichnetes kommt, denn sein in neuester Zeit renommirtester Komponist — Balfe — lieferte kein Werk, welches so allgemeinen Anklang gefunden hätte, als unseres Landsmannes Lortzing „Czaar und Zimmermann." Einige gute, im Auslande nicht gekannte Kirchen- und Liederkomponisten ist alles, dessen Dänemark und Schweden sich rühmen kann, sonst müssen beide Länder ebenfalls von Deutschland, Frankreich und Italien borgen. In Frankreich aber, oder vielmehr in Paris, wo sich alles, was wirklich den Namen Kunst verdient, konzentrirt, ist es vornämlich die Oper und die reine Instrumentalmusik, welche den höheren Anforderungen der Kunst genüge leistet.

In der Instrumentalmusik wird in Paris Ausgezeichnetes geleistet — die komische Oper, obgleich kein Boyeldien, Mehul, Berton, della Maria mehr dafür wirken, muß noch immer als vorzüglich genannt werden, besonders als in neuester Zeit weder Italien in der Opera buffa noch Deutschland in dieser Hinsicht Besseres lieferte, denn leider stehen die spätern komischen Opern Lorzings seinen „Czaar und Zimmermann" weit nach, und das Wenige, was andere jüngere deutsche Komponisten in diesem Genre versuchten, drang nicht durch. **) Rühmen wir aber nach Verdienst die hohe Stellung, welche gegenwärtig die Instrumentalmusik in Paris einnimmt, und natürlicherweise einnehmen muß, da sich hier die besten Kräfte des ganzen großen Reichs auf einen Punkt und zur Erreichung des einen Zwecks vereinigen, so darf der Einfluß nicht unberüksichtigt bleiben, welchen deutsche Kunst, deutsche Meister dabei ausübten, und noch fortwährend ausüben. Frankreich

*) Das ist ein frommer Wunsch, nichts mehr! Der talentvolle Komponist Kücken hat seine in Stuttgart mit dem größten Beifall aufgeführte Oper „der Prätendent" in Wien nicht zur Aufführung gebracht! Natürlich, er verlangte ein Honorar für sein Werk, welches man der Lind anzubieten in Wien nicht gewagt hätte ohne zu fürchten, sich lächerlich zu machen, aber für den Komponisten war es zu viel.

**) Das lag freilich nicht immer in der Musik, die oft gut war, sondern an unsern leidigen Theaterverhältnissen oder an dem schlechten Texte, welchen oft unbegreiflich dummer Weise unsere deutschen Komponisten zur Komposizion wählen.

selbst besaß ausgezeichnete Meister in der Instrumental-Komposizion, es besitzt deren auch noch; in Paris selber aber gelten als anerkannte unübertroffene Größen in diesem Genre, namentlich in der Simfonie, Haydn, Mozart, Beethoven, und in neurer Zeit Felix Mendelssohn-Bartholdy;*) Spohr's Instrumentalwerke scheinen in Frankreich weniger geschätzt zu werden als sie verdienen, was ich der allzu elegischen Richtung Spohr's zuschreibe. Was in Frankreich für die Kirchenmusik geschieht, verdient allerdings Beachtung, doch läßt es sich nicht mit dem vergleichen, was dafür in England oder gar in Deutschland gethan wird.

Kommen wir jetzt auf unser Vaterland zurük, so bemerken wir sogleich, daß bei uns wie in keinem andern Lande jeder Zweig der Tonkunst die würdigste Vertretung im allgemeinen findet. Unsere Kirchenmusik weiset das höchste auf, was in dieser Art existirt, was in neuerer Zeit geschaffen wurde, Spohr's „letzte Dinge," Schneider's „Weltgericht," Mendelssohn's „Paulus," sind Werke, denen keine andere Nazion in neuerer Zeit Aehnliches entgegen zu setzen vermochte. Auch Wiens neuen Komponisten, darunter Preyer, Aibler, Aßmeyer, Diabelli, so wie der treffliche Tomaschek in Prag haben tüchtige Messen geliefert, und ehrenvoll schließen sich Reißiger, Dorn, K. E. Hering ꝛc. ihnen an.

Für die Opernmusik wirken noch kräftig Marschner in Hannover, Meyerbeer, Reißiger, Wagner, Kreutzer, Dorn, Lachner, Lindpaintner, Lortzing, Netzer, Eßer, und unter den jüngern, Friedrich v. Flotow und Kücken, und stünde es um die Leitung unserer Opernbühnen, welche Mittel besitzen, junge Talente zu fördern, nicht gar so schlecht, so würden wir keinen Mangel an jungen tüchtigen Opernkomponisten haben; denn Hering, Brandenburg, Stahlknecht, Conradi und der in Deutschland völlig nazionalisirte englische Komponist Piarson besitzen ein bedeutendes dramatisches Kompositionstalent. Reich — reicher als in irgend einem andern Lande ist in Deutschland auch in neuester Zeit das Lied vertreten: Friedrich Schneider, Marschner, Reißiger, Karl Bauck, Kücken, Mendelssohn-Bartholdy, Methfessel, Krebs, Spohr, Lachner, Lindpaintner, Stegmayr, Robert Schuman, Otto, Hering, Stahlknecht, Dessauer, Proch, Dorn, Piarson ꝛc. haben Lieder geliefert, die sich dem schönsten der Art, was wir aus früherer Zeit kennen, würdig anreihen, und hier darf auch der in Wien lebende,

*) Der Direktor des Pariser Konservatoriums, Habeneck, ist bekanntlich Deutscher von Geburt.

unter dem Namen Höven komponirende ausgezeichnete Musikdilettant, Herr Vesque von Püttlingen, nicht vergessen werden, von welchen wir in neuester Zeit einige sehr hübsche Kompositionen nach Heine'schen Gedichten bekannt wurden.

Gute Konzertmusik wurde in neuester Zeit wenig komponirt, da unsere lieben Virtuosen es verzogen, anstatt gediegene Kompositionen zu spielen, sich für ihre Klavier-Paukereien ꝛc. selber den nöthigen Bedarf an Läufen, Trillern, Fermaten u. s. w. zusammen zu stoppeln; das wenige Gute, was trotz dem erschien, rührt zum größten Theil von dem Altmeister Spohr und Mendelssohn-Bartholdy her. *)

Als höchst erfreulich dagegen müssen wir den Aufschwung bezeichnen, welchen in neuester Zeit unsere Vokalmusik genommen. Die großartigen Sängerfeste, welche alljährlich in Deutschland abgehalten werden, namentlich aber die Vollendung mit der jetzt in den größern Städten geistliche Musikaufführungen Statt finden, weisen Deutschland in dieser Hinsicht den ersten Rang an. Auch die untergeordneten Fächer der Musik — die Militär- und Ball-Musik wird in Deutschland mit Glük vertreten, und ohne in die oft lächerliche Ueberschätzung des Wiener Walzer-Komponisten Strauß mit einzustimmen, gebe ich doch gerne zu, daß er in Frankreich und England keine Nebenbuhler hat, die mit ihm rivalisiren könnten, wenn mir auch die wunderschönen Nazionaltänze der Ungarn, Spanier, Italiener, Polen und Russen unendlich höher stehen als alles, was Strauß schrieb und je schreiben wird.

Wo von den Mitteln zur Förderung echter Kunst die Rede ist (ich verstehe darunter auch einen gebildeten Geschmak des Publikums und wahre Kunstliebe,) da muß unstreitig Wien als die erste Stadt genannt werden, obgleich sie gegenwärtig keinen der bedeutenderen in Deutschland lebenden Komponisten den Ihren nennt. Wien zunächst steht Dresden, den dritten Rang nimmt Prag ein, dann dürften Leipzig, Dessau, Hamburg, Frankfurt a. M. und das kleine Neustrelitz folgen. Berlin besitzt ohnstreitig eine der herrlichsten Kapellen die existiren, dazu seine großartige Singakademie; allein seine Oper ist in diesem Augenblik unter der Kritik und der Zustand der Musik daselbst im allgemeinen ein wirklich trostloser — das „Warum?" ein andermal!

Was unsere musikalische Kritik betrifft, so leidet sie zur Zeit an großen Mängeln! Es kann dies nicht anders sein, da die meisten bestehenden musikalisch-kritischen

*) Reißiger in Dresden komponirte ebenfalls einige werthvolle Konzert-Piecen für seine Freunde, den Klarinettisten Koth, den Flötisten Fürstenau und dann die Gebrüdern Haase.

Organe Privatintereſſen verfolgen, welche mit der Kunſt wenig oder nichts gemein haben, dazu kommt noch, daß jene Organe oft von Männern geleitet werden, welche, anſtatt gründlicher muſikaliſcher Bildung und Kenntniß der muſikaliſchen älteren Literatur, Nichts beſitzen, als Eigendünkel, Arroganz und die Sucht, unaufhörlich zu polemiſiren. Daß damit der Kunſt nicht gedient ſein kann, iſt klar, und wer nur einen Blik in die meiſten unſerer jezt beſtehenden Muſikzeitungen thut, muß das erkennen, ſo wie, daß es ein wahrer Gewinn für unſere muſikaliſchen Zuſtände wäre, wenn Männer wie Baron v. Lanoy, Alois Fuchs und Dr. Becher ſich zur Gründung einer neuen Wiener Muſikzeitung vereinigten. Lyſer.

Diogenes mit der Drehorgel.

Aus meinem Tagebuche, von Fernand.

Wandersmüde lehnte ich im kühlen Winkel einer Dorfſchenke, um die heißeſten Nachmittagsſtunden verglühen zu laſſen, als ein alter Mann belaſtet durch die offene Thür hereinhinkte. Er trug an einem Riemen über die linke Achſel eine Drehorgel und einen zuſammengeſchlagenen Feldſeſſel, worauf er beim Spiel ſein Inſtrument niederſtellen konnte. Kamaſchen, Beinkleider von Zwillich, ein ausgebleichter grüner Tuchrok, an dem das Kanonenkreuz angenäht war, eine Müze mit Lederdekel ſezte ſeinen Anzug zuſammen. Ein ſtruppiger, grauer Bart, kurz geſchnittene Haare und gerade aus dem Geſichte ſtehende Augenbraunen von gleicher Farbe bildeten mit den tiefliegenden dunklen Augen, mit der Bukelnaſe und der hohen, hervorragenden Stirne, einen Kopf voll kriegeriſchen Ausdrukes, der mit dem hinkenden, einſeitigen Gang und dem Handwerke eines Bettelmuſikanten wenig übereinſtimmte.

Er ſah ſich flüchtig in der Stube um, und da er außer dem Wirth und mir Niemanden fand, ſo verzichtete er auf ſeine muſikaliſche Produktion vor dem kleinen Publikum, ſtellte ſeinen Kaſten auf die Bank, begehrte ein Glas Bier und ſezte ſich mir gegenüber.

Ich betrachtete mir den Mann um ihn zu ſtudiren, er ſchien mich in gleicher Abſicht in das Auge gefaßt zu haben. Mein dunkles Staubhemd ließ faſt eben ſo viele Deutungen über den Stand zu, als ein allgemeines Leichenhemd. Er wich daher von mir ab und entdekte in dem gebrauchten Geognoſierhammer, der neben mir lag, endlich ein Attribut des ſtummen Standbildes.

„Nicht wahr, lieber Herr, ein Bergmann?“

„Nebenher. — Waren auch im Jahre dreizehn in Sachsen?“ entgegnete ich auf sein Kreuzchen zeigend. „Im Oktober, lieber Herr!“ Sein Auge flammte ähnlich, wie das des Löwen, wenn sein Herz eine mächtige Aufregung durchzukt.

„Da rührt wohl Ihr Gang her, der nicht recht Takt hält.“

„Die Kugel fuhr mir zwar damals ins Bein, aber ich ging bald wieder wie ein ganzer Feldjäger. Hinken lernte ich erst später in Italien, in der Hitze, bei den vielen Marschiren, weil der Feind nicht Stand halten wollte. Da brach die alte Wunde wieder auf, und fraß mir ein Stük aus den Muskel heraus, der seitdem kürzer ist. Es ärgert mich; ich muß nun klein thun mit meinem Hinken, und nur die Wunden schmerzen nicht, womit man recht groß thun kann.

„Da würde ich doch lieber in der Hauptstadt mit meiner Drehorgel bleiben, als mühsam auf dem Lande herumziehen,“ sagte ich.

„Ich war dort ein ganzes Jahr, aber es gefiel mir nicht.“

„Warum?

„Ist verdammt langweilig.“

„Langweilig? Da gehen doch wohl hundertmal mehr Leute vorüber, wenn man eine gute Ecke auswählt, als hier auf der besten Hochstraße.“

„Aber immer dieselben, lieber Herr. Ich stand am Franzensthor in Wien und kannte in kurzer Zeit die halbe Stadt und drei bis vier Vorstädte. Ich wußte schon auf zwanzig Schritte von jeden, der mir etwas geben würde, und die zu viel oder zu wenig zum geben hatte. Die Fremden geben aber nur einmal und sehen in großen Städten auch einer den andern gleich. In Prag hatte ich einen Platz bei der untern Ueberfuhr erlangt, denn mein Verdienst wird überall geehrt. Ich meine nicht, weil ich die Pfeifer da in meinem Kasten klingen lasse, sondern weil ich aus meinen Jägerstutzen dem Feind etwas ganz anders vorpfiff. Auch dort gefiel mir's nicht lang. Alle Tage dieselben Spazierzänger, die sich ihren Fettbauch oder die gelbe Farbe im Gesichte weglaufen wollen, die Studenten, welche sich ihre Musik selber pfeifen, die Mütter mit ihren blassen Töchtern und die Geschäftsleute, die ihre Stunden so genau halten, daß man die Uhr darnach stellen kann. Da ich die wahren Namen nicht wußte, so taufte ich meine bekannten Leute; den Einen hieß ich den halbzehn-Ueberrok, den Andern die Elf-Glazen, den Dritten meinen drei-viertel-auf-Zwölf-Filz, weil er nie etwas gab, weder den Dank auf meinen freundschaftlichen Gruß.“

„Sie scheinen die Leute tüchtig studirt zu haben,“ bemerkte ich.

„Lieber Herr, das ist meine Leidenschaft. Ich kam viel in der Welt herum, war in Frankreich und Italien und im ganzen deutschen Reich, aber ich hab mich nicht satt

geſehen und es läßt mir nirgends Ruhe. Deßhalb zieh' ich im Land herum in alle Dörfer und Städte und rede gerne mit einem verſtändigen Mann. Mögen ſchon verzeihen, lieber Herr!"

„Wo gefiels Ihnen wohl am Beſten?"

„Muß ſchon ſagen, in Oeſterreich, in den Erbländern, da gilt der Leierkaſten! Herr Wirth noch halb voll!" Der Wirth holte auf dieſen Ruf das Glas. „Nun was gilt denn Sein Leierkaſten?" fragte er etwas ſpöttiſch.

Der Soldat hatte die ſcharfe Betonung bemerkt. „Was mein Leierkaſten werth iſt? — Sind Felder, Wieſen und Aeker bei dieſem Wirthshaus?"

„Ein Garten," antwortete der Wirth, der nicht wußte, wohin die Frage führen ſolle.

„Nur ein Garten," ſagte der Leiermann, „da iſt mein Inſtrument mehr werth als euer Wirthshaus." „Hoho!" rief der Wirth, „das klingt doch gar zu närriſch." „Wollen wir rechnen!" ſagte ruhig der Invalid. „Wie viel trägt die Schenke."

„Erſt will ich einſchenken," entgegnete der Wirth, und dann ſetzte er ſich zu uns und ſchrieb mit Kreide auf den Tiſch, wie viel Bier er jährlich ausſchenke, was ihm am Faße als Gewinn bleibe. Dann wurde auf des Soldaten Geheiß abgezogen was an Gläſern, Stühlen, Bänken, Kreide und dergleichen zu Grunde gehe. Man brachte ferner in Ueberſchlag, wie viel auf der Tafel unbezahlt ſtehen bleibe. Als nun der Wirth fertig war und außer ſeinem Unterhalt nichts an Ueberſchuß herausbrachte, ſtellte der Drehorgelmann entgegen, daß er täglich einige Groſchen erübrige und wenn er fleißiger ſein wollte, ſich ein hübſches Kapitälchen erorgeln könnte.

Ich theilte mit dem Wirth die Ueberraſchung über dieſes unerwartete aber gleichwohl unbeſtreitbare Ergebniß. Der Leierkaſten nährt in der That ſeinen Beſitzer beſſer, als die Dorfſchenke, und wie der Kriegsmann behauptete auch luſtiger.

„Allein das ewige Einerlei derſelben Melodien muß endlich doch zuwider werden," wendete ich ein.

„Ich hör' es nicht mehr, lieber Herr; wie der Müller für das Klappern und der Scheerenſchleifer für das Schrillen und Surren der Klingen unempfindlich wird. Ich denke mir dabei was ich will und betrachte die Kurbel als das Heft eines Drehbohrers, womit ich den Leuten die Taſchen abzapfe. Darauf ſtudire ich Herr, und dazu ſind meine Stüke eingerichtet. Wollen Sie einmal meinen Vorrath hören?"

„Nein, nein! Nennen Sie nur die Stüke, es wird nichts darunter ſein, was ich noch nicht hörte."

„Auch gut. — Vier Stüke bilden das Stokvermögen, mit dem fünften gehe ich

immer mit der Zeit. Mozart, Weber, Rossini, Spontini, die habe ich alle durchgemacht und mußte nach und nach ihre Zähne herausziehen und neue einsetzen lassen. Das Stammvermögen blieb. Da ist zuerst: „Gott erhalte unsern Kaiser!“ Das ist der Grund und das Fundament von Allem. Das erhält den Staat und das Recht und die Ordnung, und die muß sein.“

„Das zweite Lied,“ fuhr der Leiermann fort, „habe ich mir für junge Leute in die Welle einzahnen lassen.

„Guter Mond du gehst so stille, durch die Abendwolken hin.“

„Wenn ich damit gehörig angreifen kann, erreiche ich immer meinen Zwek. Kommt so ein Pärchen Arm in Arm, und ich lasse den „guten Mond“ aufmarschiren und gleichsam entgegengehen, da wird die Liebste zuerst aufmerksam und stößt den Liebhaber an, oder sieht ihm wie der Mondschein selber in die Augen, oder singt den Text leise dazu und dann gehen sie langsamer. Der Mann langt in die Tasche, wenn er etwas findet, schiebt er es der Liebsten in die Hand, und so kommt es in meine Mütze. Die Liebe ist wohlthätig; wenn sie immer viel hätte, sie gäbe mit vollen Händen. Sie thut es, um sich die Hände frei zu machen, welche sie braucht, um den Geliebten fest zu halten, ohne den sie nicht leben kann. Aber wer blos von verliebter Leute Almosen leben wollte, der ging manche Streke ohne Brot, daher habe ich noch andere Weisen in meinem Leierkasten, womit ich den Leuten auf die Herzen losgehe.

„Das Grab ist tief und stille,“

spiel ich auf, wenn Jemand recht traurig vorüberkommt, oder auch, wenn ein steifer, stolzer Reicher heransteigt, als ging er auf Stelzen. Der Erste zahlt mich gewöhnlich, weil ihm das Lied gefällt; der Zweite zieht ein saures Gesicht und bezahlt mich dafür, daß ich aufhöre, weil er den Leierkasten nicht leiden kann. „Nur die halben Töne sind verstimmt, lieber Herr,“ sage ich dann, und kerbe ein anderes lustiges Tanzstük ein, als Honig auf die bittere Pille. Die reichen Leute können den Tod nicht gut leiden und er würgt sie doch nur auf weichen seidenen Polstern, was würden sie erst sagen, wenn sie dabei wären auf dem Schlachtfeld, wo er die Leute wie ein wüthendes Thier erst zerfetzt und zerreißt, ehe er ein Ende macht.

„Sie müssen Ausnahmen machen, Kriegsmann,“ mahnte ich, „bei Leipzig standen auch reiche Leute in den Reihen.“

„Ach, Herr, denen sah man vor lauter Vaterlandsliebe gar keinen Reichthum an. Die dachten nur an Napoleon nicht an die Napoleond'ors. Die Reichen, die dort waren, standen in sicherer Ferne bei den Korn- und Heuwagen und den Ochsenheerden. Wir lieferten die Schlachten, jene „lieferten“ plattweg. Wir kamen heim reich an Ehre,

jene wurden nur plattweg reich. — Das Stük endlich zwiſchen dem „Grab“ und dem luſtigen Tanz iſt das Lied vom braven Mann.“

„Nach welcher Singweiſe?“ fragte ich, denn mir war unbekannt, wer die Muſik zu Bürger's Ballade gemacht habe.

„Nach welcher Singweiſe? Es gibt ja nur eine.

„Wer niemals hat ein Räuſchchen gehabt,
Der iſt kein braver Mann, Mann, Mann —“

„Ach, dieſe Erklärung kam mir unerwartet.“

„Iſt ſie vielleicht nicht richtig?“

„In der Schenke iſt nicht der gutgewählte Ort, ſie zu beſtreiten. Wann laſſen Sie denn das Stükchen heraus aus Ihrem Orgelwerke?“

„Wenn Jemand die Straße zieht wie ein Schiff auf bewegter See, vor Männern, die bald auf den rechten, bald auf den linken Fuß hinken, die jedem Stein von weiten ausweichen, die ſich in der Gaſſe fein mitten halten, weil ſie glauben, ſie könne noch enger werden, als ſie ohnehin iſt, und die mit den Hut in der Hand vor mir vorüber wollen, weil ſie meinen, ich ſpiele eine Kirchenorgel und ſie ſeien zwiſchen geheiligten Wänden. Wenn ſie nun ſtatt einer ſtrengen Predigt das Lied hören, welches dem Räuſchchen das Wort ſpricht, da kommen ſie in weiten Umwegen auf mich zu, drüken mir die Hand und fragen mich ob ich Geld brauche. — „Noch ein halbes Seitel, Herr Wirth,“ ſchloß der Kriegsmann, „mit dem Herrn ſpricht es ſich ſo gut. — Sie müſſen es nicht für übel nehmen, wenn ich erzähle, es iſt meine Leidenſchaft. Ich mache gerne Bekanntſchaften und erfahre und erzähle gerne etwas. Nichtwahr, Sie ſind doch ein Bergmann?“

„Wie ich ſagte, nebenher. Ich grabe nicht nach Schätzen in der Erde, um reich zu werden, ich will nur die Steine kennen lernen.“

„Ei, das iſt ja eine Leidenſchaft wie die meine mit den Menſchen. Ich will mir auch keine Schätze ſammeln, nur kennen lernen, wie ſie da und dort ſind. Aber was können Sie denn, lieber Herr, an den Steinen Anziehendes finden?“

Ich zog einen Feldſpath aus der Taſche. „Da ſehen Sie dieſen Feldſpath an; betrachten Sie ſeine Farbe, ſeine Eken und Flächen, prüfen Sie ſeine Härte, ſeinen Bruch, ſeine Theilbarkeit und gehen Sie damit durch die ganze Welt, d. h. um die ganze Erde; wo Sie wieder Feldſpath finden, ſo hat er dieſe Farbe, Eken, Flächen, Härte und Theilbarkeit. Laſſen Sie ihn zehn und fünfzig Jahre liegen, er wird ſich nicht verändern. Iſt das nicht merkwürdig?“

„Ja, Herr, aber was ſoll ich beſonderes daran finden?“

„Die Treue, Verläßlichkeit, Wahrheit, die Beständigkeit. — Nehmen Sie einen Freund, eine Freundin, überhaupt einen Menschen — finden Sie einen gleichen dazu? Lernen Sie den Menschen kennen, wenn Sie deren hunderte und tausende studirten? Und einer und derselbe — ist er in zwanzig Jahren wie er war? Ist er in einem Mondeswechsel, ist er noch in der nächsten Stunde derselbe? Heute treu, morgen frei; heute mild, morgen wild; heute aufgeblüht, morgen abgeblüht; heute Freund, morgen Feind! So ist der Mensch, und wer auf ihn sein Wissen, seinen Glauben und sein Glük stützt, ging bei einem schlechten Baumeister in der Lehre."

Der Soldat sah mich bedächtlich an. „Lieber Herr, Sie sind gewiß einmal recht schief angelaufen. Haben gedacht, das Mädel ist von Eisen und Stahl, und es war Blei, Wachs, Quekſilber, das Ihnen aus den Händen lief. Sagen Sie nicht Nein! Ich kenne die Menschen, Männer und Weiber, Junggesellen und Jungfern. Hinter meiner Drehorgel, an Straßen und Thüren, in Wirthshäusern und auf Tanzböden, mache ich meine Bemerkungen von Ferne; als Soldat in vieler Herren Ländern machte ich meine Erfahrungen in der Nähe, aber wegen des eines Mädels und auch wegen eines schlüpfrigen Freundes darf man nicht gleich nach den Steinen greifen, wie Sie. Ich habe mehrere Jüngferchen geküßt, die letzte blieb mir an den Lippen hängen, und war so treu, wie da Ihr Feldspath. Hätte mir sie der Tod nicht aus den Händen gerissen, so stäke ich noch in der Bauernhütte und baute ihr Kartoffeln und Flachs zum Kochen und Spinnen. Als ich sie aber begraben hatte und die Todtenmesse gelesen war, überließ ich das Häuschen ihren jüngern Bruder, kaufte mir den Leierkasten und ging wieder unter die Menschen, deren Studium schon einmal meine Leidenschaft ist. Suchen Sie nur ernstlich weiter, lieber Herr, unter den Menschen nach einem Weib und nach Freunden! Sie sind noch zu jung für mein Fach, sonst gäbe ich Ihnen die Drehorgel, statt des Steinhammers. Die Musik führt doch zu Menschen, die Keilhaue, Schlägel und Eisen führt in das Grab."

„Ich will mir aus Ihrer Mahnung nehmen, was mir frommen kann," sagte ich ihm die Hand schüttelnd. „Nun, sagen Sie mir aber, was dann, wenn Ihr lahmes Bein Ruhe fordert?" Ich war neugierig seinen ganzen Lebensplan zu überschauen, und zog daher mein Schikſal aus dem Gespräche weg.

„Wenn mein lahmes Bein noch lahmer werden sollte, dann sorgt mein Kaiser für mich. Ich focht bei Leipzig, Herr, und mir steht ein Winkel im Invalidenhause offen. Ich will aber nicht eher zur Last fallen, bis ich umfalle. Auch habe ich im Lande eine Menge gute Bekannte, die ich der Reihe nach alle zwei oder drei Jahre einmal besuche, und von denen ich mich schwer trennen kann, wenn es zum Nimmerwiedersehen

kommen soll. Denn, um noch einmal auf ihre Steinliebhaberei zurükzukommen, es ist mit der Menschheit nicht so trostlos bestellt: ich habe deren viel gefunden, die mir lieber waren, als die Demanten des Großmoguls. Aber man muß mit empfänglichen Herzen und offenen Augen suchen. Weit von hier und weit zurük von heut soll ein alter Weiser gewesen sein, der suchte die Menschen am hellen Tag mit der Laterne. Ich glaub' es, daß er keine fand, er stellte es so närrisch an, wie beim Blindekuhspiel. Man muß die Leute nicht verscheuchen, die man fangen will. — Herr Wirth, Ihre Gläser troknen schneller als Wäsche im Juli. Vielleicht ist auch mein Trinken Ursache. Was bin ich schuldig?"

Ich ließ seine Zeche zu der meinen schlagen, und nahm herzlichen Abschied von dem Leierkastenmann. Ich hatte den Menschenkenner lieb geworden. Seit der Zeit sehe ich jeden Drehorgelmann in das Gesicht. Es sind fünf Jahre und er ist mir nie mehr begegnet. Sollte er in seinen Ruhewinkel eingezogen sein, oder gar dorthin, wo die Bergleute hausen? —

Im Dux.

Lebensbilder von Wolfram Bucher.

Das Dux ist ein Seitenzweig des großen Zillerthales, von allem Verkehr so abgeschnitten, daß nur ein schlechter im Winter so lebensgefährlicher Fußsteig hinführt; will man von Innsbruk oder Matrei hingelangen, so muß man hohe Gebirgshöhen überklimmen. Wenn irgendwo, findet man hier noch alte Tirolersitte, darum liebe ich auch Dux und suche es alljährlich heim, um mit Bauern und Sennern einige Herbsttage hindurch ein wahrhaft homerisches Leben zu führen. In später Nacht kam ich in Zell, dem Hauptorte des Zillerthales, an; es war gerade Feiertag, und die Leute hatten sich im Wirthshause zum Tanzen versammelt. Als ich eintrat, war so eben ein Walzer zu Ende, man hörte hie und da Stimmen aus dem Gewirre: „Spielt uns ein Polker!" — Polker oder Polka? warum nicht gar! dachte ich. Die Musikanten strichen die Fideln, und wirklich begannen einige Paare drauf loszustampfen, also die Polka auf der Kirchweihe zu Zell! Plötzlich sprang ein rothbärtiger Senner, den Hut tief im Auge, mitten darunter. „Ihr Saggera, wollt ihr aufhören mit euerem patscheten Gsprang?" rief er dazwischen; die Polker wichen seinem gewaltigen Basse. „Einen Landler!" Er faßte sein Mädel und stellte sich, sie dicht an die behaarte Brust drükend, voran; die Musik begann, im Nu tummelte alles durcheinander. Ich hatte bereits

mit einem hübschen Dirndl Bekanntschaft gemacht, und weil alles kreuz und quer hüpfte, daß die Dielen dröhnten, so sprang ich auch mit. Wer die höchsten Sätze zu machen und dabei am lautesten auf die Schenkel zu patschen wußte, der galt hier am meisten. Erst spät, als der Gerichtsdiener abbot, hörte dieser Hexensabbat auf, und ich suchte, einigermassen ermüdet, in's Bett zu kommen.

In aller Frühe schnürte ich den Tornister und wanderte dem Dux zu. Der Weg führt Anfangs durch Auen, welche hie und da von Feldern mit einzelnen Gehöften durchsetzt sind. Diese Bauernhäuser sind so nett und sauber! Auf der einen Seite das Gärtchen mit Astern und Sonnenblumen, vorn der Söller mit Nelken und Rosmarin in zierlichen Scherben bestellt, geschirmt vom breiten Ueberdach, darunter auf langen Latten goldgelbe Maiskolben gereiht; auf der andern Seite das Holz in niedliche Klötzchen gehakt und aufgestöffelt, allenfalls auch ein hübsches Dirnchen, das durch's Fenster gukt; es ist unsern Landschaftern nicht zu verargen, wenn sie solche Gegenstände gern auf die Leinwand übertragen. Meine Tänzerin vom vorigen Abend hatte mir, wenn ich am genau bezeichneten Häuschen ihres Vaters vorbei käme, einen frischen Strauß versprochen, und sie stand auch bereits im Garten und pflükte die schönsten Blumen. „Du bist lang aus!" rief sie mir entgegen, während ich doch meinte, recht zeitlich aufgebrochen zu sein. Wir plauderten eine Weile auf der Bank vor der Thüre. Da fragte sie mich, ob ich denn im Dux eine „Gesellin" hätte, daß ich so Eile habe? Als ich es lachend verneinte, nahm sie mir das Versprechen ab, bald zurükzukommen und länger in Zell zu bleiben. Ich verhieß das mit aller Bereitwilligkeit und nahm Abschied. Bald erreichte ich eine Waldhöhe, an der sich das Hauptthal in zwei Ausläufer trennt, deren jeden ein Wildbach durchfließt. Nun windet sich der Fußsteig treppenartig an den vorbrechenden Schichten von Glimmerschiefer empor; in der Tiefe liegen die schönsten grünen Wiesen, während sich dahinter eine ungeheure Eisspitze erhebt, deren Schneeflächen sich nahe an die dunkeln Nadelholzforsten niederdrängen, und fernhin den Zusammenhang mit dem Duxergletscher vermitteln. Bald gelangt man an eine Brüke, die unmittelbar an den Felsen überspringt, an dessen Wandung sodann Stufen eingehauen sind. Hat man diese überschritten, so führt der Weg ziemlich abschüssig gegen Finkenberg empor. Aus diesem Dorfe und den nahen Gehöften ist die Mehrzahl jener Dissidenten, die im Jahre 1839 nach Preußen auswanderten. Diese mögen die Säulchen, welche auf beiden Seiten des Steiges die Stazionen des Kreuzweges tragen, mit trüben Augen betrachtet haben, als sie ihre Heimat für immer lassend daran vorbeizogen.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als ich vor die Dorfschenke kam. Ich warf

mein Gepäk auf den Rasen, und stellte mir eine zerbrochene Bank zurecht, indeß die Wirthin eine Flasche rothen Tirolerwein holte. Das Licht zitterte durch die grünen Blätter der Apfelbäume, ein sanfter Wind wehte kühlend von den Schneebergen her. Ich ließ mir in aller Behaglichkeit recht wohl sein. Da sprang ein kleiner Bube über den Anger und blieb zwei Schritte vor mir, mit den hellblauen Augen, den Fremdling verwundert anstarrend, stehen. Ich erwischte ihn bei der Hand, er ließ sich zu Brot und Wein nicht zweimal laden. „Sollst leben!" rief er frisch und munter und stieß an, daß die Gläser klirrten. Zutraulich zeigte er mir nun ein kleines Bildchen vom heiligen Martin, wie er mit dem silbernen Säbel ein Stük seines Purpurmantels für den Bettler losschneidet; das habe ihm die alte Haushälterin des Pfarrers geschenkt, weil er brav gewesen sei. Ich fragte ihn nun, wie viel denn Gott seien? Erst blikte er mich ganz verduzt an, dann erwiederte er: „Es sind halt drei; der Vater, der Sohn und der dritte fällt mir gerade nicht ein, wenn es nicht etwa die Mutter Gottes ist, die mit dem blauen Kleide und den Goldflinserln dran auf dem Hochaltare — dort in der Kirche steht." Ich schenkte ihm eine kleine Münze und gebot ihm, der Haushälterin meinen Gruß zu bringen, und sie zu ersuchen, daß sie ihm auch etwas vom heiligen Geiste sage. „Ja!" meinte er, „nur muß ich mir zuvor beim Bäker eine Bretze holen." Das wollte ich nicht abwarten. Wie ich vorwärts ging, erreichte ich einen Mann, halb städtisch, halb bäuerisch gekleidet. Er gab sich mir bald als den Bader der Gegend zu erkennen, und machte mir verschiedene Mittheilungen über seine ärztliche Praxis, wobei ich mich sattsam über die ungeheueren Dosen, besonders von Brechweinstein, wie er sie zu verordnen pflegte, wundern mußte. „Ihr müßt," sagte er auf meine Bemerkung, „gar wol bedenken, daß ein Senner nicht etwa wie ein Wiener Herrlein einen Magen von Briefpapier hat, sondern von tüchtig gegerbten Sohlenleder." Später konnte ich mich von der Wahrheit seiner Angaben überzeugen. Unter wechselnden Reden gelangten wir an einen Bergrunst, über den ein paar unbehauene Baumstämme gelegt waren. Tief in der Schlucht rauschte der Waldbach über Steintrümmer, daß feuchtender Dampf aufstieg, und hoch hinauf die Tannen tränkte und die Felswand netzte, aus der saftiger Lattich mit breiten Blättern üppig hervorwuchs. Auf der andern Seite sah man schon ins Dux, und nicht lange, so stand ich vor dem braunen Holzhause des Bauern, bei dem ich gewöhnlich meinen Aufenthalt nehme. Er trat mir über die Schwelle entgegen und begrüßte mich mit einem herzlichen Händedruk. Abends dann kamen seine Söhne und Töchter vom Feld, und aus der Nachbarschaft einige Burschе und Mädeln, die mich als einen alten Bekannten sehen wollten. Es war schon ganz dunkel geworden, am Ofen stekte in einem eisernen Ring eine flakende Kienfakel und

röthete die Gegenstände mit zukendem Schein. Der Alte stand vor mir, ein wenig gebeugt von den Jahren, das graue Haar quoll unter dem Lederkäppchen hervor, aus dem gebräunten Antlitz leuchteten braune Augen klar und verständig. Rings herum lehnten die Burschen, herrliche Jünglingsgestalten, meistens mit blondem oder braunem Haare über der Stirne gerade abgeschnitten, wie man es noch an dem Porträt des Kaisers Max finden kann. Die Formen des Gesichtes sind meistens sehr rein; ich erinnere mich nicht, auch nur einen gemeinen Kopf gesehen zu haben. Die Züge der älteren Männer sind von scharfem Gepräge, die Stirne fest und gegen die Augen sicher hervortretend, die Nase zumeist leicht gebogen, der Blik kühn und frei. Die Mädchen mit ihrer Vollleibigkeit könnten mehr dem Geschmake eines Türken zusagen, was anzieht, ist der Ausdruk von Naivität, daß man ihnen gut werden muß, wenn sie auch nicht verzukerte Mimilis à la Clauren sind. Der Alte fragte mich um Neuigkeiten, um die Verhältnisse des Staates und Völkerverkehres, um Eisenbahnen, von denen er gar viel gehört hatte, und daß es gut wäre, wenn auch Tirol, um nicht eine seiner besten Erwerbsquellen den Durchhandel zu verlieren, solche Schienenwege bekäme. Diese Frage nimmt den denkenden Theil der Bevölkerung häufig in Anspruch, man wünscht, daß hier etwas geschehe; einige Querköpfe natürlich wie überall ausgenommen. Einer von diesen Herren äußerte sich einmal gar geistreich: Zu was Eisenbahnen? Das ist Poesie! Da redete mein Bauer viel einsichtiger, und als ich ihm auf meiner Reisekarte Deutschlands alles auseinandersetzte, konnte ich mich über seinen gesunden Sinn freuen, mit dem er da und dort Bemerkungen machte. Endlich kamen wir auf Ortsverhältnisse zu reden. Das Dux ist so hochgelegen, daß kaum Gerste und Hafer gedeiht; der Landmann muß die Ernte wegen abschüssiger Lage der Felder auf dem Rüken in die Scheuer tragen. Nur vor dem Widdum steht ein einzelner Kirschbaum; von Obstzucht ist also gar keine Rede, die Wälder bestehen fast durchgehends aus Nadelholz, an den Bächen hie und dort eine Erle, sehr selten blikt die rothe Vogelbeere durch die schwarzgrünen Tannenäste. Steinbauten sind im ganzen Thale kaum drei, die übrigen Hütten stehen aus Holz gezimmert, was wohl auch dem rauhen Klima mehr entspricht. Deßwegen könnte man auf große Armuth schließen. Da sagte mir nun der Alte, der mit zu den Gemeindevorstehern gehört, und er sagte es mit einer Art Stolz, welcher ihm sehr gut zu Gesichte stand: „Wenn ihr im Dux angebettelt werdet, so mögt ihr wissen, daß es gewiß kein heimischer sei, wohl aber kommen Dörfler von draußen herein; bei uns wäre es die größte Schande, von Haus zu Haus zu gehen. Wir haben zwar wenig Geld; nur soviel, als wir für die Butter lösen, die wir in Kraxen nach Innsbruk tragen, allein wir haben doch ehrlich zu essen, wenn nicht viel doch etwas, und der Herrgott hat es

bis jetzt immer gesegnet!“ Das ist eine schöne mannhafte Gesinnung; so lange es noch in Tirol so wakere Bauern gibt, wird auch das Ehrenkränzlein des Landes grün bleiben. Die Berge sind es und der stete Kampf gegen eine gewaltige Natur, die sich jeden Genuß des Lebens mit eherner Faust abzwingen läßt.

Der nächste Morgen war zu einem Ausfluge bestimmt, den wir, d. h., der einzige Student des Thales und ich, unternehmen wollten. Die Berge lohten im Frührothe, als wir aus dem Hause traten. Durch die Schluchten zogen hie und da feine Nebelstreifen; wir durften auf einen günstigen Tag hoffen. Nach einer Stunde hatten wir Hinterdux erreicht, wo die letzten zerstreuten Häuser sich an den Berg lehnen, oder wo, wie die Einwohner sagen, Fuchs und Geier sich Lebewohl zurufen. Wir stiegen rüstig aufwärts, und hatten bald die starren Zaken des Gletschers vor Augen, die sich wild zerrissen in scharfe Spitzen aufragend wie die Lanzen eines gewaltigen Heeres zwischen einer schwärzlichen Felswand und fahlen Hügeln niedersenkten. Darüber der Himmel, das Blau noch dunkler durch den Gegensatz mit der hellen Schneefläche. Nie fühlte ich tiefer, was Einsamkeit sei, als hier in der Mittagsstunde an diesen Eiswellen, in denen nur die Wissenschaft Jahrhunderte berechnend, nicht aber das Auge des flüchtigen Wanderers eigenthümliches Leben entdeken kann. Wir gingen lange an den Moränen hin. Am Ausgange des Ferners öffnete sich eine gewaltige Kluft, in die hineinzusteigen ich der Versuchung nicht widerstehen konnte. Ich erreichte, indem ich mich da und dort auf die Eiszaken stützte, ohne große Anstrengung den Grund. Dann ging ich vorsichtig, weil zuweilen Eisblöke niederbrachen, auf dem von Wasser aufgeweichten Kiesboden gegen das Innere. Nur wenige Schritte vorwärts schloß sich über mir die Wölbung, vom Himmel konnte man nichts mehr sehen. Es war ein besonderer Anblik; die Eiswände erhoben sich spiegelglatt thurmhoch, hin und wieder sprudelte aus einer Ritze ein kristallhelles Brünnlein; durch die ganze Spalte herrschte ein ungewisses Dämmerlicht, das vom blauen ins meergrüne überspielte. Endlich verengerte sich die Kluft derart, daß an kein Weiterdringen zu denken war. Ich kehrte um und stieg an das blendende Licht des Tages empor; die Sonne war schon ziemlich tief gesunken.

Auf dem Rükwege besuchten wir eine nahe Alpenhütte. Mehre Senner hokten auf einbeinigen Melkerstühlchen um ein großes Feuer, und sotten in weiten Kesseln Molken. Als wir an die Schwelle kamen, rükten sie näher zusammen und luden freundlich zum niedersetzen. Ich hatte eben nicht Lust auf einen für das Gleichgewicht so gefährlichen Stuhl zu schaukeln, und nahm meinen Platz auf dem festgetretenen Erdboden, denn von Holzdielen ist hier nirgends die Rede. Nachdem wir über das „wer und was? woher

und wohin?" gehörige Auskunft gegeben hatten, richtete sich einer empor und fragte, das Pfeifchen von Wachholderholz behaglich ausklopfend: „Habt gewiß Hunger? mögt ihr was?" Ohne Antwort abzuwarten ging er in das Milchgaden. Wir erkundigten uns, ob das heurige Jahr segenreich gewesen sei? „Schaut selber!" war der kurze Bescheid. Da standen nun die Buttermämmlen in Reihen — es wird nämlich die Butter säulenförmig aufgestokt, auf der andern Seite waren große Käslaibe übereinander gelegt, dazwischen schimmerte in großen Mulden die Milch mit der dicken Schicht von fettem Rahm. Er faßte eine weite Schüssel und forderte uns auf, Butter und Käse selbst vor die Thüre zu tragen. Darauf wurde Anstalt zu Bereitung eines Molkenmußes gemacht. Das ist die Lieblingspeise der Sennen, und sie ordentlich zu kochen, braucht es eben so viel Kunst als Kraft. Er rührte Butter und Mehl, jedes zur Hälfte, zusammen, und goß dann den Brei in eine Eisenpfanne. Als er zu schmoren begann, und die untere Fläche sich bräunte, faßte er mit beiden Händen den Stiel der Pfanne, schwang sie kräftig empor, daß der Inhalt hoch in die Luft flog, und fing denselben, während sich die obere Fläche nach unten wendete, wieder auf. Das erfordert immer Geschicklichkeit, um den Kuchen nicht ans Dach oder ins Feuer zu werfen, oder das brodelnde Schmalz nach allen Seiten zu verschütten. Nachdem alles gerüstet war, streckten wir uns vor der Thüre der Länge nach hin, und aßen mit den kleinen rundschaligen Löffeln aus Ziebelholz waker drauf los. Das aber lang fortzusetzen, hätten wir auch Mägen aus Sohlenleder gebraucht; denn wir waren von der fetten Speise bald satt. „Nun, ist's euch etwa zu schlecht," rief der Senner, „daß ihr schon aufhört?" Wir priesen seine Kochkunst als vortrefflich, machten ihm aber begreiflich, daß wir nicht so viel ertragen könnten. „Ja ja!" meinte er, „ihr seid halt Herrenleute!" Da kam eine Rudel Schweine dahergelaufen, und wollte grunzend an der Mahlzeit Theil nehmen. Er riß den kleinen Hut vom Kopf, und warf damit fluchend unter die unsaubere Horde. Die stob laut schreiend nach allen Richtungen auseinander. Nachdem er aufgeräumt hatte, ersuchte er mich, etwas von Wien zu berichten, was für Leute es dort gebe, und ob man des Nachts bei den Mädeln auch fensterln könne, wie auf der Alm? Ich erzählte ihm nun über die verschiedensten Dinge, von den ungarischen Grenadieren und ihren Bärenmützen, vom Stefansthurm, der seine Schlafhaube nicht losbringe, von den Dampfschiffen und den Wienermädeln. Unterdeß waren andere Sennen gekommen; der Gaisbub und der Kühjunge, auch eine Sennerin, eine dike Schmattel, um ein derbes Tirolerwort anzuwenden, welche nichts weniger als die Reize hatte, nach denen sich schmachtselige Touristen zu sehnen pflegen. Da hätte ein Maler Gruppen gefunden; ein Düsseldorfer zwar, der in der Manier von Sehnen und Thrä-

nen, von Herz und Schmerz Hirtenknaben auf dem Berge pfiffelt, wüßte mit meinem riesengroßen Senner nichts anzufangen. Nur Herz und Schmerz, Liebe und Triebe, du altes deutsches Eia-popeia in Honigfarben und süßen Verslein! ich aber dachte an Homer und Odysseus und seinen trefflichen Sauhirten Eumäos. Die Sonne neigte sich bereits dem westlichen Berghorn zu; wir hätten noch Stunden verplaudert — mein Genosse ermahnte rechtzeitig zum Aufbruch. Ich wollte dem Senner für die gastliche Bewirthung ein Geldgeschenk bieten, er wies es aber fast unwillig zurük. „Das ist unter Landsleuten nicht der Brauch; wenn ich in deine Heimat komme, kannst du mir's vergelten!" Damit schieden wir.

Beim Heimwege wandten wir uns mehr ostwärts, um noch den Wasserfall zu besichtigen, den der vom Gletscher niederbrausende Käsbach bildet. Der Steig war nicht ohne Gefahr, da die Bergwand sich unter einem starken Winkel neigt und bisweilen nakte Felsen hervorstehen. Unten angelangt hörten wir schon das Tosen des Sturzes. Wo das Wasser an den Felsen emporspritzt, blühten noch einige Alpenrosen, Spätlinge, welche wahrscheinlich die kühle Temperatur des Platzes von der zeitgemäßen Entwiklung zurükgehalten hatte. Auf den Wasserfall neigte sich eine alte Fichte vom Gestein nieder, zu dieser flog ein Geier, der nun ruhig und unbekümmert um das Gebrause unter ihm wie von einer Warte ins Weite schaute. Als er uns erblikte, schwang er sich hoch auf in die Luft, und zog über uns, ohne die braunen Schwingen zu regen, gemessene Kreise. Mir fiel jenes Volkslied ein:

„Wär' ich ein wilder Falke!"

Sehr merkwürdig ist das Rinnsal des Baches von dort, wo er sich am Sturze wieder sammelt, bis dahin wo er die Thalsohle erreicht. Er hat seine Bahn im Urgestein ausgehöhlt, eine Schlucht oft über 100 Fuß tief, und oben so schmal, daß ein kühner Springer mit leichtem Satze die Gegenseite erreichen könnte. Wir folgten dem Wasser bis zu einer Stelle, die es nicht in ganzer Höh' durchzuarbeiten vermochte, sondern wo es sich in wilden Absturz einen kesselförmigen Schlund grub, in den es nun kochend und siedend niederbraust, als ob es der schwarze Abgrund für immer verschlingen sollte. Wenn man aber den Schorfon umgangen hat, so sieht man weit unten durch eine enge Spalte weißen Gischt hervorschäumen und der Tiefe zufließen. Nie werde ich den betäubenden Eindruk vergessen, wie ich einen Fichtenstamm umklammernd mich hinunterbeugte zur Kluft, aus welcher feuchter Dampf mir Stirn und Wange netzte.

Darauf eilten wir, ohne uns lange bei den warmen Quellen am Fuße des Berges aufzuhalten, in das Vorderdux zurük, wo wir zu Lannersbach einkehrten. Der Wirth hat im Lande einen gewissen Ruf als der Duxerhauptmann, und machte zu Innsbruk,

wo er bei der Huldigungsfeier mit seinen Leuten aufzog, einen sehr heitern Eindruk. Alle trugen Hütchen und die weiten Pumphosen aus Linnen; auf sein Kommando und seinem Beispiel gemäß, strampfte die ganze Kompagnie, die Knie bis zur Brust aufziehend an der Hofburg vorbei. Nach Duxerart redete er Prinzen und Prinzessinnen mit Du an. Als der Wagen der Erzherzogin Maria Louise von Parma vorfuhr, trat er an den Schlag und meinte: es wäre halt gar fein, wenn sie ihm etwas für seine Schützen zum Scheibenbest gäbe. Sie versprach ihm das und löste auch nachträglich ihr Wort. Derartige Anekdoten erzählt er mehre in der originellsten Weise. Er ist schon ziemlich alt aber von der besten Laune. „Ueber sein Weib und ein gutes Glas Gigges — so heißt nämlich der Schnaps bei ihm — darüber gehe schon gar nichts in der lieben Welt." Doch wenn man um seine Tochter frägt, da trübt sich sein Auge und er faltet nachsinnend die Hände. „Ja mein Gott, das Moidele! es war ein rares Mädel, so anstellig und gescheidt, hättst weitum kein solches gefunden, ja 's Moidele! jetzt liegt's auf dem Friedhof!" Moidele war weit bekannt wegen seiner Schönheit; ein Jahr vor ihrem Tode sollen zwei fremde Herren, ein älterer und ein jüngerer, im Wirthshause eingekehrt, sich dort über 14 Tage aufgehalten haben. Der jüngere beschäftigte sich viel mit dem Mädchen. Das nächste Jahr darauf seien sie wiedergekommen. Als der jüngere erfuhr, daß sie gestorben, sei er rasch aufgestanden und auf den Gottesaker hinausgegangen. Dort habe er geweint, während der ältere traurig an seiner Seite stand. Dann hätten sie sich aber keine Viertelstunde länger aufgehalten, sondern seien gleich fortgereist. Das klingt recht sentimental, und wenn es mir nicht ein paar derbe Duxer erzählt hätten, ich würde es ohne weiters für eine Lüge halten. Unsere Novellisten, die so häufig um den Stoff verlegen sind, fänden hier ein Thema, das sich nach gehöriger Verwässerung recht gut für einen Damenalmanach fügen möchte.

Noch einige Tage verweilte ich im Dux, in denen ich bald eine Sennerhütte, bald eine Bergkuppe besuchte. Dann überstieg ich das hohe Geislerjoch, und wandte mich nach Innsbruk.

Von den drei braven Reitern.

Ein Kriegesdenkmal.

Das war am Tage des heiligen Marcellus, im Jahre der Gnade des Herren 1815, da sich begeben, was ich hier vermelden will.

Das war am Tage der großen Schlacht, die geschlagen auf Niederlands Ebenen, so da geheißen Die bei Ligni, einem Dörflein, allgenannt ob der großen, aber schmerz-

lichen Erinnerung, die seinen Namen mit blut'gem Griffel in die große Fibel der Völkergeschichte eingeschrieben.

Das war am Abende des Tages, den Mancher nicht mehr erlebte, dessen Auge am Morgen noch strahlend die Sonne begrüßte, am Abende, der manchen Menschen letzter ward, am Abende, dessen nächtiger Schattenmantel manch' tapf'ren Kriegers brechend' Aug' umhüllte, am Abende, dem eine endlos schwarze Todesnacht mit hast'ger Eile folgte.

Am Abende wars — die Sonne tauchte ihre letzten Strahlen in dunkle Blutesströme, gleich müde rollte dumpf verhallend noch der Feuerschlünde Donner, und fern prasselnd, leise, wie ersterbend, brach sich der Armgewehre matter Widerhall im nahen Holze.

Schwach war der Angriff mehr, und schwach der Wiederstand von allen Seiten; die Heere schienen kampfesmüde, des tollen Mordens satt, und klanglos tönt' des Feldherrn Stimme, ein Herold seiner Schwäche nur.

Schon drängten auf dem fernen Flügel sich Mass' auf Masse; hin schoben sich Kolonnen, rükwärtsziehend, Mann an Mann — Napoleons Adler schwebten über bleiche, todesmüde Häupter — der Grenadier zu Pferd' schaut düster unter seiner Bärenmütze vor; der schlanke Lanzenreiter, von der Weichsel Strand', verbarg sein muthig' Angesicht — die alte Garde, Hahn im Arm', hielt festen Tritt, doch — vorwärts nicht; die Masse drängte sie zurük. Todt' überall und Leich' auf Leich' gehäuft — stand nur ein Häuflein Eisenreiter fest in ihren Bügeln noch. Des Helmes Roßschweif peitschte Blut von ihren düst'ren Stirnen, und Blut drang aus des Küraß Eisenwunden, und Blut aus tausend tapf'ren Männerherzen, das sich in hellen Aderströmen dann ergoß. —

Fest eingestemmt, das nakte Knie im blutigen Sande, so lagen Schottlands kühne Schützen da, und mancher Mann, der todesmuthig niederkniete, erstand nicht fürder mehr; auf seinen Rumpf sprang ein Neuer dann, und blieb so lange unbeweglich stehen, bis ihn ein Jüngerer von seines Klanes Brüdern zum ew'gen Leben abgelöset.

Da sprühten — feige — aus fünfzig Feuerröhren die Kanonen ihren ungezählten Tod, und Freund wie Feind sank fleischzerfezt darnieder; — nur Wenige von dieser Heldenschaar entrannen diesem mörderischen Bade, und grauser Tod entschied das blut'ge Würgen.

Ein Mann wars; todtenbleich hing er auf seinem Pferde, ein Schek, vom Blute bunt gemalt, trug ihn mit sicherem Fuße aus dem Getümmel; des Rosses Zügel

hing auf blut'ger Mähne Kamm — so hielt Sir Ellen, Führer jener unbesiegten Schottenschaar, vereinsamt auf dem weiten Felde da.

Der Kampf wogt' matt, und das Getümmel der Streitenden ertönte fern und fern, und Nacht sank auf das Schlachtfeld nieder; da sprengten drei Reiter — vielleicht die letzten — der alten Kaisergarde schnell herbei; das kriegsgeübte Auge der ergrauten Mannen erkannte flugs den feindlichen Feldherrn; noch einmal zukten sie die breiten Schwerter, noch einmal grub der Sporen tief in ihrer Rosse Leiber sich, noch einmal pfiff im Winde des Roßkamms Mähne; schon schwebt' der Tod hin über jenes Schotten Haupt, da hub er — gleichsam — wehrend zwei blut'ge Stummel, anstatt Arme, in die Höhe, und — augenblicklich senkten sich der Franken breite Reiterschwerter, und grüßten, ehrfurchtstief, den bleichen Mann, als wärs ihr eig'ner General.

Der Feldherr dankte lächelnd, dann sank er langsam von dem Pferde nieder,

Und leise küßt' der Lippe sterbend' Roth,
Des Ruhmes Vater er — der Heldentodt!

Und wo der edle Brittenführer fiel, da deckten ihn die Garden mit ihren weißen Mänteln zu, umhüllten seinen Leib dann mit der Fahne Stumpf, zu Häupten steckten sie sein Ritterschwert in blutgetränkter Erde hin — und ritten ernst und still dann weiter fort, g'en Frankreichs Grenzen zu. Und wo die Krieger nun gebettet? .... weiß es Gott!

Vielleicht hüllt des Vergessens Schein
Das Grab der braven Reiter ein.

Rupertus.

Miniaturen.

1.

Der durch seine Sonderbarkeiten bekannte Kaufmann G...l in Hamburg besaß auch die seltene Sonderbarkeit: Künstler und Schriftsteller protegiren zu wollen, und bei seinen vielen splendiden Gastereien mußten immer Einige derselben erscheinen. — G...l verstand weder von der Kunst noch von der Literatur das Mindeste, ihm „jammerte" aber wie er sagte „das arme Pak" und so lud er es ein, „daß es sich einmal bei ihm satt äße." Natürlich mußten diese so aus „Barmherzigkeit" Geladenen dafür „ihre Faxen" zur Unterhaltung der übrigen Tischgesellschaft produziren. Die

Sänger mußten singen, die Schauspieler deklamiren, die Schriftsteller Toasts improvisiren oder Geschichten erzählen, und die Maler Den oder Jenen aus der Versammlung skizziren. Leider gaben sich die Meisten dazu her, (denn Champagner und Austern so wie die köstlichen Seehummer fehlten bei keinem Gastmahle, welches S...l gab, der andern ausgesuchten Speisen und Weine nicht zu gedenken.)

Machten die Leute, nachdem ihre Bäuche versagt waren, ihre Sachen nach S...l's Meinung nicht gut, so ward er auf gut hamburgische Weise grob und schloß seine Strafrede immer mit seinem Leibspruch:

„Dessen Brot ich esse,
„Dessen Lied ich singe. —

Als Heine sich in Hamburg befand, wurde in der Stadt so viel von ihm gesprochen, daß S...l beschloß, auch ihn zu sei em nächsten Gastmahl einzuladen. Erwünschter konnte dem Heine nichts kommen, der längst von Andern erfahren hatte, wie es Freund S...l mit den Musenkindern zu halten pflegte. Ohne Anstand sagte er zu und erschien zur bestimmten Stunde in sehr eleganter, schwarzer Kleidung in S...l's Salon. S...l schien etwas verblüfft über den eleganten Anzug und das feine Benehmen des Dichters, von dessen „Tollheiten" und „Liederlichkeit" man ihm so viel erzählt hatte. Ganz außer dem Häusel kam er aber, als Heine, — der witzige Heine, der „Tausendsappermenter" kein Wort sprach, und außer einigen Löffeln Suppe nichts genoß. S...l, dem Beides noch bei keinem andern Künstler oder Schriftsteller vorgekommen war, fragte ihn ob ihm unwohl sei?" —

„Sehr wohl!" lautete Heines Antwort.

Warum essen Sie denn nicht? —

„Ich bin nicht hungerig!"

„Dummes Zeug! was sollten Sie nicht hungrig sein? — versuchen Sie einmal den Braten da!" —

„Ich danke." —

„Oder die Pastete!"

„Ich danke. —

„Oder die Meerbutten *) — (mit erhöhter Stimme:) Meerbutten! das Stük 7 Mark 8 Schilling! — Courant! (einen Dukaten.)"

„Ich speise keine Meerbutten."

*) Meerbutten, ein sehr schmakhafter Fisch, davon die eine Art auch in Hamburg selbst theuer bezahlt wird.

Das war unserm G...l zu viel und wüthend rief er aus: „Na! wenn Se se nich freten, so mag se de Katt freten **)“ und in der That reichte er die Schüssel mit den theuren Fischen der alten Lieblingskatze hin, die bei Tische stets hinter seinem Stuhle saß.

Ein aufgeblasener und ziemlich talentloser Leipziger Literat hatte auf einem Kaffeehause erklärt: er wolle nach Dresden reiten, um den Redakteur eines dort erscheinenden Journals ein Paar Ohrfeigen zu geben, weil derselbe eines seiner Gedichte getadelt, und sich dabei des Ausdruks bedient habe: „eine solche Poesie sei eben einen Heller werth.“ Der Redakteur erfuhr dieses und schrieb dem Prahler: „Ob es wahr sei, daß er nach Dresden reiten wolle, um ihm ein Paar Ohrfeigen zu geben?“ — die Antwort lautete:

„Wie können Sie, verehrtester Herr nur so etwas glauben? ich achte und liebe Sie seit Jahren! Uebrigens kann ich ja gar nicht reiten.

Als der Improvisator, Professor Wolff in Dresden eine Akademie veranstalten wollte, suchte er pflichtschuldigst um die polizeiliche Erlaubniß nach, welche ihm der eben so gebildete als humane Oberpolizeidirektor von O. auch sogleich ertheilte. Als er dieses nun aber auf dem Polizei-Bureau anzeigte, schnauzte ihn ein Unterbeamter an: „Wo hat Er denn aber seinen Gewerbeschein?“ —

Vor einiger Zeit stritten mehrere Wiener-Künstler darüber: „was in der Malerei durch naturgetreue Darstellung zu versinnlichen sei, was nicht?“ — „Einige behaupteten: „Es sei geradezu unmöglich: einen naturwahren Sonnen- Auf- oder Untergang zu malen, ja nicht einmal ein gewöhnliches Feuer ließe sich darstellen. „Possen!“ rief Einer: „Gebt mir ein Stük Kreide und ich entwerfe auf der Stelle ein ganzes Stuwer'sches Feuerwerk, daß Jeder von der Naturtreue überrascht sein soll.

Man hielt ihn beim Worte und der Spaßvogel zeichnete — einen aufgespannten Regenschirm.

Die köstlichste Persiflage, der Ekensteher-Literatur erlebte der Begründer derselben in Berlin! Während seiner letzten Anwesenheit daselbst kam ein sehr zerlumptes Mitglied der edlen, mit so vieler Vorliebe geschilderten Zunft zu ihm, und

---

**) „Nun! wenn Sie sie nicht fressen wollen, so mag sie die Katze fressen.“

erbat sich fünf Thaler. „Sie sind mich dieses Jeld schuldig!“ sprach der Eckensteher, „also jeben Sie't mich! Sie haben viele Hundert an uns verdient, dadurch: daß Sie unsere Witze veröffentlicht haben, die wir im unbewußten Zustand der Trunkenheit von uns jejeben. Wenn Sie mich die fünf Thaler jeben, so will ik mir wieder betrinken und neue Witze machen, da können Sie ein neues Buch von mich schreiben und sich was verdienen.“

Ein wegen seiner kolossalen Grobheit in ganz Dresden bekannter Maurer wurde in Ludwig Tieks Wohnung beschieden um daselbst einen Ofen umzusetzen. Er erschien mit vielen Bücklingen und „Allerscheensten juten Morjens,“ verrichtete seine Arbeit auf das Beste und gab die artigsten Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen. Als er sich wie er gekommen, mit vielen Bücklingen und tausend Empfehlungen für künftige Fälle zum Rückzuge anschikte, fragte ihn das Dienstmädchen ganz erstaunt: „Aber Meister ***, wie sind Sie doch auf einmal so höflich geworden?

„Ja sehen Sie liebes Mamsellchen, lautete die Antwort, das will ich Sie schon sagen, ich fürchte mich vor das älteste Fräulein, die liebe scheene Dame ist eine Schriftstellerin, und ich wünschte doch nicht gerne von das gute Kind als een grober, ungeschliffener Kerl abgeschildert zu werden, wenn sie einmal einen Maurer schildert.

„Ach Gott! versetzte das Dienstmädchen, das gute Fräulein Dorothea ist ja schon vor einem halben Jahre gestorben!“ —

„Was?!“ — fuhr der Maurer in seiner alten groben Weise auf — „was? todt ist de alte Schachtel? und ich habe mich vergeblich gefürchtet und bin umsonst höflich gewesen? I tausend Schwerenoth, des hätte ich wissen sollen, da hätte ich mir ganz anders benommen, und Sie dumme Gans! warum hat sie nicht früher den Schnabel aufgesperrt und mir nicht gesagt, daß ich mich nicht zu fürchten brauchte? Hol' euch alle mit einander Der und Dieser!“ und damit stürmte er zur Küche hinaus, die Thüre donnernd hinter sich zuwerfend, noch auf der Gasse immerfort brummend, und fluchend: „daß er umsonst höflich gewesen sei.“

J. P. Lyser.

OXFORD - TAYLOR INST -

67685473

Yeha 68

E Ho.

253 058/107